

Kultur und Kunst

Eine Schrift der Zeit für Gegenwart und Zukunft
Organ für kulturelle und geistige Werte

Erscheint zwanglos
Einzelheft 25 Pfg.

Herausgeber: PAUL KÖPPE

Anzeigen-Tarif
auf Verlangen

Erkenntnis.

*Die Schönheit dieser Welt ist dir erschlossen,
doch sehndend nur darfst du sie still begehren,
die Engen dumpfer Arbeitsstätten wehren
das ferne Glück, das flüchtig du genossen!*

*Zu Seufzern ist dein leiser Ruf zerflossen,
den in den weiten unbegrenzten Sphären
die bösen Weltengötter nicht erhören
weil sie das Weh der eigenen Schuld verdrossen.*

*Und fassungslos sehn wir die Auserwählten
im Vollgenuß des Unverdienten leben,
indessen reine Geister darabend abseits stehen!*

*Und immer zählst du zu den Ungezähl'ten,
die glutvoll nach des Lebens Höhe streben,
und deren Seelen wie ein Hauch verwehen!*

P. K.

Peter Aekt, Buch u. Kunsthandlung
Elbing, Fischerstr. 35, Fernspr. 281



Zweiter Jahrgang

November 1926

Verlag »Kultur und Kunst«, Berlin-Mariendorf.

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva,
Schefflerstraße 2

Verlag Georg Stilke, Danzig-
Berlin NW 7.

Die „Ostdeutschen Monatshefte“, die vor etwa sieben Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen im deutschen Osten begründet wurden, sind heute als wichtiger Kulturträger anerkannt. Die Schönheit der ostdeutschen Landschaft tragen sie in Wort und Bild in die weite Welt, und ostdeutsche Kunst und ostdeutsches geistiges Leben findet in ihnen einen bedeutsamen Niederschlag.

Erschienene Sonderausgaben:

Danzig, Königsberg, Marienburg, Schlesien, Oberschlesien, Memel, Gefallene Ostdeutsche Künstler, Ostdeutsche Frauen, Graudenz-Thorn, Das schöne Ostpreußen, Polen, Posen-Bromberg, Erstes u. zweites Baltenheft, Ostseebäder der baltischen Küste, Elfit, Hermann-Steher-Ausgabe, Erstes Philosphienheft (Kant und Schopenhauer), Olivaheft, Grenzmarkheft, Die Deutschen in Rußland, Die Rheinlande und der deutsche Osten, Ostdeutsche Landschaft und Natur, Lönshheft, Die junge Generation, Marienburg-, Königsberg-, Finnland-, Siebenbürgen-, Artushojheft usw.

Geplante Sonderausgaben:

Elbing, Galizien, Grenzstädte des Ostens, Frankfurt a. O., Preußen-Pommern, Deutsche Burgen und Schlösser, Ostschlesien.

Preis 1.25 Rmk. pro Heft.

Sobald erschienen: „Deutscher Geist im Osten“ 1. Band Sammelwerk.

Herausgeber: Carl Lange
Verlag Stilke.

UNSER WEG.

In einjähriger stiller Arbeit hat der Gedanke dieser Zeit-Schrift sich aus mancherlei Ansätzen geformt; aus mehrfachen Versuchen sind nach und nach bestimmte Aufgaben lebendig herausgewachsen. Der aus der Fülle der Befähigten erlesene bunte Blütenkranz kann noch nicht mehr sein als ein Wegweiser, der uns die Richtung durch das Dickicht zeigt, in dem wir irren, hasten und mit Vorsicht schreiten. Noch haben wir die Quellen, die wir suchen, nicht erreicht; wir sind noch nicht umrauscht von jenen wilden Strömen, die reißend sich in ihrem selbsterwählten Bette überstürzen: Wir gehen steil und langsam nur voran, stehn abseits von dem Lärm der »großen Welt« und rüsten uns, vereint an Haupt und Gliedern, uns durch das schreiende Getümmel, das eines Tages uns begegnen wird, mit der gesunden Kraft des ehrlichen Gewissens hindurchzuschlagen und den Uebergang in jene friedlichen Gefilde zu erringen, die jenseits alles Streitens um menschlich-irdische Begriffe von wert und unwert, gut und böse liegen.

Wer guten Willens ist, sei jeder Zeit willkommen, die Kämpferschar zu stärken und zu mehren. Wir rufen alle auf, die — heut noch unbewußt — in sich das Sehnen nach Besinnung tragen und die des Führers durch die Zeit entbehren.

Aus allem wüsten, wirren Durcheinander der trüben Tage drängt ein Sein ans Licht, in dem wir wieder freudig hell dem Tag begegnen. Jedoch nur der wird sich des Segens freuen, der ihn in sich gesucht und geistig frei errungen hat und dazu wollen wir uns gegenseitig helfen und so dem ganzen Volke Wegbereiter sein!

Verlag und Schriftleitung der
Zeit-Schrift „Kultur u. Kunst“.

Brief an unbekannte Freunde.

Meine lieben Freunde,

Ihr, die ihr unbekannt und euern Nächsten fremd auf stillen Straßen wandelt, seid mir begrüßt im Geiste! Ich nenne euch Freunde, denn ich weiß, daß eure Seelen von dem gleichen Zeit- und Weltgefühl getragen sind wie mein eigenes Empfinden. Deshalb verbindet uns eine Gemeinsamkeit des Erlebens, das nur durch die äußeren Erscheinungen dieses Erdenwallens und seiner oft fatalen Sitten und Gebräuche verschieden ist. Leider können nur sehr wenige der so behinderten Menschen sich von der Gebundenheit beschränkter gesellschaftlicher Anschauungen freimachen, aber diese Seltenen sind die wirklich Wertvollen, wie es ja eine merkwürdige Tatsache ist, daß alles Gute und wahrhaft Edle — insoweit es mit irdischen Maßen gemessen wird — nur einen sehr kleinen Anteil am Weltenvorkommen hat.

Selten ist die Schönheit der Metalle, verschwindend gering in der Fülle wildwuchernder Pflanzen jedes edle Gewächs; — schöne Körper bei Mensch und Tier ob ihrer Kostbarkeit begehrt. Alles Stoffliche, das in Fülle auftritt, ist minderwertig und Schönheit jeder Art ist rar. Wie im Stofflichen so auch im Geistigen, denn unsere Geistigkeit ist körperlich gebunden und unsere Körperlichkeit ist irdisch allzusehr verstrickt. Den Fortschritt wollen, heißt in diesem Sinne: Streben nach Lösung, nach möglichster Freimachung von irdischen Bedingtheiten, denn der Mensch ist noch ein junges, in den Anfängen seiner Entwicklung stehendes Einzelglied der Schöpfung. Lasset uns daran arbeiten, hier zu unserm bescheidenen Teile zu helfen, dann haben wir eine schöne und große Aufgabe zu erfüllen.

Ganz besonders zu bekämpfen ist ein gewisser dünnlicher Hochmut, der — wie leider festgestellt werden muß — allzu häufig Teil unseres Wesens ist. Er mag rein menschlich bedingt sein und insofern berechtigt, als man im Vertrauen auf den eigenen Wert den des Andern nicht zu überschätzen braucht. Jedoch darüber hinaus sucht man gemeinhin von vornherein, ohne überhaupt die Mühe einer gerechten Prüfung auf sich zu nehmen, die Bedeutung solcher Personen, die einem wegen irgendwelcher Nichtigkeiten unbequem sind, herabzusetzen. Beschämend sind die »Gründe«, die hierfür gelten und die man bezeichnenderweise nicht einmal sich selbst einzugestehen wagt. Da wirkliche, objektiver Prüfung standhaltende Anlässe sehr selten sind, beweist die Häufigkeit der beklagten Erscheinungen im öffentlichen Leben die Richtigkeit der Behauptung, daß es lediglich Dünkel, Voreingenommenheit, Standesüberhebung und angewöhnte Blasiertheiten sind, die zu solcher ganz allgemein ablehnenden Haltung führen und die sich nicht nur Menschen gegenüber geltend macht, sondern auch bei allen oder vielen Neueinrichtungen im gesamten Kultur- und Geistesleben zutage tritt. Forscht man tiefer nach, so entdeckt man, daß eine solche Haltung stets von einem beschränkten, engsinnigen Verstande diktiert wird und somit ergibt sich die dem Kenner allerdings nicht unbekannt betrübliche Tatsache, daß ein erschreckend großer Teil gerade des sogenannten »gebildeten« Publikums seine Ein-

»Bildung« dazu mißbraucht, deren Abglanz wie den Lichtkegel einer fernen Blendlaterne durch einen nach außen hin zunächst verblüffenden Spiegelschein aufblitzen zu lassen, bis dessen Ursprung sich dann allerdings bei näherem Zusehen als eine recht klein und schwach flackernde Strahlenquelle erweist.

Wollen wir an diesen Zuständen wirklich etwas ändern, so bedarf es neben der Erkenntnis des Uebels in erster Linie des Eingeständnisses unserer Schwächen sowie weiterhin des guten Vorsatzes zur Festigkeit, die die Arbeit an uns selbst immer erfordert. Wir müssen bereit und fähig sein, in uns alle Fehlerwurzeln zu beseitigen, um den Boden für die guten Vorsätze vorzubereiten. Haben wir dies erreicht, so müssen wir uns vornehmen, künftighin jeden Menschen, der uns begegnet, unbeeinflusst durch Nebenumstände aller Art nach seinem eigenen Wert oder Unwert auf Herz und Nieren zu prüfen, wobei unsere eigene geschätzte Person ganz in den Hintergrund zu rücken hat. Diese letztere Uebung ist besonders anstrengend, aber dafür auch umso lohnender. Vor allem Herren mit großen und langen Titeln ist sie als gute sportliche Uebung dringend zu empfehlen, darunter denjenigen, die mehr oder minder unverdient zu ihrem Range kamen, wieder ganz besonders.

Der Erfolg wird eine früher nicht gekannte Aufgeschlossenheit den Menschen und Dingen, den Ereignissen, der Zeit und dem Leben gegenüber sein und wenn wir dann in weiterer Folge dieselbe Offenheit bei Anderen finden die uns begegnen oder wenn wir gar das große Glück haben sollten, sie unsererseits in ihnen zu erwecken, dann werden wir diesen schönen Erfolg wie eine göttliche Gnade empfinden und dem Schicksal danken, daß es uns so wachsen ließ. Wir streben alsdann nach dem großen Einklang dieses Lebens, das uns geschenkt ward, damit wir uns in ihm erkennen und aus ihm erlösen, indem wir es durch das einfache Mittel überwinden, das uns der Schöpfer in die Wiege legte und das wir bisher immer mit den letzten Kindeskleidern wie etwas Entwürdigendes abstreiften: das schöne Mittel offener Menschlichkeit!

Paul Köppe.

Uebrigens:

Mit »geistreich« bezeichnen wir die Aeüßerungen eines hohen Intellekts: Aber ist dieses Wort richtig gewählt? Bedeutet Geistesreichthum nicht vielmehr die Quantität denn die Qualität? »Geistvoll« scheint mir richtiger zu sein, aber was bedingt überhaupt die Geistesgröße? Die Menge oder die Güte des uns verliehenen Geistes? Und woher kommt die Verschiedenheit dieses »abstrakten Rohstoffs«?



Aufruf zum Bezug!

Jene, welchen dieses Blatt zur Durchsicht zugeht, sind gebeten, es zwecks Unterstützung des damit begonnenen Zielstrebens regelmäßig zu beziehen. Der geringe Preis von 25 Pfennig für ein alle 6-8 Wochen erscheinendes Heft bedeutet gewiß kein Opfer, läßt sich jedoch nur dann aufrecht erhalten, wenn eine wirklich große Zahl von Dauer-Abonnenten den tragfähigen Unterbau für ein erfolgreiches Arbeiten bietet. Durch mehrmaliges Umsonst-Versenden hat sich die Meinung gebildet, die regelmäßige Zustellung könne auch weiterhin unberechnet erfolgen. Das ist leider nicht möglich, weil der Drucker nicht ohne Entgelt drucken, der Autor nicht ohne Honorar schreiben kann. Deshalb wird gebeten, den anhängenden Bestellschein freundlichst auszufüllen und ihn entweder der nächsten Buchhandlung zu übergeben oder gegebenenfalls an den Verlag einzusenden. *

Bestellschein

Bitte genau ausfüllen, deutlich schreiben, abtrennen und an Ihre Buchhandlung senden!

Ich bestelle hiermit aus dem Verlag „Kultur und Kunst“ in Allenstein Ostpr.
bei der Buchhandlung

Peter Aekt, Elbing

„Kultur und Kunst“
Organ für kulturelle und geistige Werte

(Ort) _____, den _____ 192_____, _____ Straße

(Unterschrift) _____ Stand: _____

Bücherzettel

3 Pfg.
Marke

An

Verlag Kultur und Kunst

(durch die Buchhandlung *Peter Ackt, Elbing*)

Allenstein

Zeppelinstraße 23

Vom Gegenständlichen in der Kunst.

Von Karl Maria Grimme, Wien.

Ein wirkliches Verständnis für Kunst findet man selbst bei Kunstliebhabern nicht allzu oft. Wie dann erst bei jenen Menschen, die nur gelegentlich ein Buch lesen, nur gelegentlich in Ausstellungen gehen oder Theater besuchen! Die Kunstbetrachtung ist eben meist falsch gerichtet, weshalb man fast immer am Äußerlichen des Kunstwerks haften bleibt und so selten den eigentlich künstlerischen Gehalt erfäßt.

Kunsthändler wissen, daß eine Landschaft dann am schnellsten verkauft wird, wenn in dieser Landschaft etwa ein einsamer Wanderer zu sehen ist oder wenn auf der Wiese, die sich zum Beispiel im Mittelgrund eines Bildes befindet, einige Kühe weiden — möglichst noch ein Hirtenjunge mit schwingender Peitsche dabei — oder wenn ein Waldbild durch äsende Rehe belebt wird. Es soll hier nicht untersucht werden, weshalb solche Bilder in der Regel zum Kitsch zu zählen sind und weshalb, im Gegensatz hierzu, Corot, der oftmals in seinen Waldbildern badende Dryaden anbringt und dadurch scheinbar ähnlich wie jene Kitschisten arbeitet, dennoch reiner, echter Künstler bleibt. Warum werden also solche Bilder von den Käufern bevorzugt? Weil der gegenständliche Reiz eines Bildes durch solche Mätzchen erhöht wird.

Und damit erkennen wir sofort, woran die Kunstbetrachtung der meisten Menschen krankt. Ihre geringe seelische Beweglichkeit, herbeigeführt durch unsere einseitig verstandesmäßige Kultur, läßt sie im Kunstwerk immer nur das unmittelbar Greifbare, das Gegenständliche sehen. Daß einzig eine tiefergehende Betrachtung dem Kunstwerk als Kunstwerk gerecht wird, wissen sie nicht, sie bleiben ja immer am Äußerlichen kleben.

Eine solche falsche Kunstbetrachtung muß natürlich zu der Ansicht führen, eine möglichst getreue Wirklichkeitswiedergabe, eine möglichst weit getriebene Ähnlichkeit mit dem dargestellten Vorwurf — die das Kunstwerk zu einer platten Wiederholung der Natur erniedrigt — sei das Hochziel der Kunst. Eine derartige Forderung könnte aber nur dann berechtigt sein, wenn es im Kunstwerk tatsächlich nichts anderes gäbe als eben das Gegenständliche.

Goethe, vor dem sich heute selbst der biedere Dutzendmensch, der ja bekanntlich überhaupt keine Götter kennt, beugt, hat den herrlichen, tiefen Satz geprägt: «Die Kunst beruht auf dem Wesen der Dinge.» Bleibt da von der Forderung nach naturgetreuer Wirklichkeitsschilderung auch nur das geringste? Gibt das nicht zu denken? Und Karl Heinrich von Stein sagt: «Wäre es die Aufgabe des Künstlers, den Gegenstand durch Nachahmung einfach zu wiederholen, so täte nach dem Worte eines älteren deutschen Aesthetikers der Maler besser, den Garten zu pflanzen als ihn zu malen.»

Die einseitige Betrachtung des Gegenständlichen muß dazu führen, eine Häufung des Gegenständlichen als künstlerisch bedeutungsvoll zu halten. Deshalb gefallen jene Bilder so gut, auf denen möglichst viel zu sehen ist: ein Haus gewinnt in einem Gemälde für viele Kunstlieb-

haber an Reiz, wenn in seinen Fenstern Blumentöpfe stehen, eine Landstraße, wenn auf ihr eine alte Frau geht, die nach Möglichkeit noch einen Bund Holz nach Hause schleppt. Genrebilder sind deshalb beliebt, weil auf ihnen gar so viele Einzelheiten zu ergötzlicher Betrachtung locken. Es ist ja auch zu entzückend, wenn man auf einem Bilde sehen kann, wie sich die Freude in den Gesichtszügen der Kinder spiegelt, während ihnen die Mutter die Suppe einschenkt. Ein Gemälde, das eine Wirtshausstube darstellt, wo Bauernburschen zu sehen sind, die sich dem Trunk ergeben oder Karten spielen, wo einer die Ziehharmonika bearbeitet und ein anderer die Allerliebste tätschelt, bedeutet für manchen sogenannten Kunstliebhaber den Höhepunkt der Kunst, denn das Salzfaß auf dem Tisch kann genau so gut erkannt werden, wie die alte Uhr an der Wand, deren heiseres, altersmüdes Schlagen fast zu hören ist. Eine Landschaft aber, auf der nicht mehr wiedergegeben ist als Wiesen und Aecker, flach hingedehnt, und ein oder zwei Bäume am Horizont — wie man es etwa bei Van Gogh findet — kann natürlich bei derartig falscher Einstellung der Kunstbetrachtung nicht verstanden werden. An einem Stilleben von Schuch oder gar Cézanne geht man achtlos vorbei, weil ja darauf nur einige Äpfel zu sehen sind, im besten Falle noch ein Tuch oder vielleicht ein Glas. Ein Stilleben hat für die „Kunstliebhaber“ erst dann künstlerischen Wert, wenn das Dargestellte reichhaltig ist und möglichst mit der Lupe betrachtet werden kann; da soll es eine alte Uhr, eine prachtvolle Vase, ein Perlenhalsband geben. Dinge also, deren gegenständlicher Reiz auch in Wirklichkeit ein großer ist.

So sieht das Kunstverständnis der meisten unserer Mitmenschen aus! Müßte da nicht eigentlich der Maler den Pinsel, der Dichter die Feder aus der Hand legen und an der Menschheit verzweifeln, die für die hohen Güter der Kunst so gar kein Verständnis hat?

In der Literatur liegen die Dinge nicht anders. Auch da wird nur das Gegenständliche betrachtet. Deshalb gibt es fast niemanden mehr, der Gedichte liest. Denn das Gedicht bietet ja einer nur auf das Gegenständliche eingestellten Kunstbetrachtung so gut wie nichts. Aber auch der künstlerisch wertvolle Roman, der in den letzten Jahrzehnten lyrisch geworden ist, erfreut sich aus dem gleichen Grund keiner besonderen Beliebtheit. Es werden die Romane des Schriftstellers viel eher gelesen als die des Dichters. Nur die Musik begegnet vielleicht einem etwas größeren Verständnis; da ihr das Gegenständliche völlig fehlt, ist zu Fehlbetrachtungen weniger Anlaß geboten.

Der Kunstbetrachter sieht also immer nur das Gegenständliche. Daher kommt es, daß die großen Künstler so oft mißverstanden werden. Gibt man zwanzig wirklichen Künstlern ein und denselben Vorwurf, so werden zwanzig gänzlich verschiedene Kunstwerke entstehen und keines wird dem anderen auch nur ähnlich sein, trotzdem diese Werke, gegenständlich betrachtet, einander gleichen. Was der Künstler der Sinnenwelt entnimmt, ist eben nur Mittel zur Verwirklichung seines künstlerischen Wollens. Nur Mittel, nicht mehr. Das eigentliche Kunstwerk beginnt erst jenseits des Gegenständlichen.

FREIHEIT!

Von Dora Roenneke, Magdeburg.

Religion, Dogma, Sitte, menschliche Gesellschaftsordnung — das alles sind Fesseln, Ketten, die der Adelsmensch, der freie Mensch durchbrechen und zerreißen muß, ehe er zu der Freiheit durchdringen kann, die sein ureigenes Gesetz ist! Nur der Herr, der freie Mensch vermag zu seinem eigenen Gesetz — der Freiheit seines eigenen Gesetzes vor- und durchzudringen! Der Unfreie, der Sklave — wird nur in umso stärkere Fesseln und Bande geschlagen — je gewaltsamer er die bestehenden zerriß!

Derjenige, der unfähig ist zur Aufrichtung seiner eigenen Religion seines eigenen Dogmas und seiner eigenen Sitte und Gesellschaftsordnung ist dazu bestimmt und verpflichtet, sich alledem unterzuordnen, einzufügen, was er als bestehend vorfindet, dem Kreis und Staat zu dienen, in den er hineingeboren wurde!

Nur dem Freien ist es vorbehalten und vergönnt, ebenso wie befohlen, herauszutreten aus alledem, was ihn umgibt, was er vorfindet! »Gehe aus von Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir geben will!«

Jeder Auserwählte — zum Herrschen und Führen bestimmte — vernimmt diesen ausdrücklichen inneren Befehl! — Hier gibt es keine Gehorsamsverweigerung, hier gilt in strahlender Klarheit allein das große »Gehorchen« — das gehorsame Hingehen zum fernen, nie gesehenen Lande der Freiheit. —

Einem Unfreien, einem Sklaven wird nie der Befehl »auszugehen« aus dem Lande (der Umwelt) in dem er geboren. Nie lernt er kennen und wird von ihm gefordert das hundertfältige Sterben, das Aufgeben und Verlassen alles dessen, was ihn von Kindheit an umgeben, was ihm anezogen und überliefert wurde.

Anders der Freie, der geborene Adelsmensch! Fremd geht er durch das hindurch, was ihm Heimat und Vaterhaus »vorstellt«, und doch nie bis in alle Ewigkeit hin werden kann. »Gehe aus, aus Deiner Freundschaft und aus Deinem Vaterhause.« —

Königlicher Befehl — einem Königskinde, Herrscherkinde — gegeben! Nur der Königssohn vernimmt die Stimme der freien Wahl — der Sklave hat ungefragt dem Befehl nachzukommen.

»Gehe aus, aus Deinem Ich.«

Das bringt kein Willensentschluß, keine sittliche Anstrengung zustande. Spart euch drum alle großen Worte und Sittengesetze auf Kanzeln und Lehrstühlen — ihr erreicht dort nicht, was dem Menschen natürliches Gesetz ist, sobald er liebt, und in der Liebe zum Kinde wird.

Das größte Wunder allen Geschehens ist die Liebe und bringt die Liebe zuwege — das Wunder des Ausgehens aus dem eigenen »Ich« — das absolute Sterben des »Ich« und das gewaltige Kindwerden — fern von allem Wollen, aller Anstrengung — allem Ehrgeiz!

Nur dem wird die Freiheit geschenkt, der in der Liebe zum Kinde wurde! Es ist das große Geheimnis der Welt, das zu ergründen sich vergebens die Großen der Erde bemühen!

Einer der Größten ist ihm sehr nahe gewesen in seinem »Stirb und Werde«! Wie weit er hineingedrungen ist in das Geheimnis der Geheimnisse — wer mag es sagen, ergründen?

Schließt eure Kirchen und Hörsäle und geht hinein in das Leben, daß ihr dort dem großen Geheimnis auf die Spur kommt, das sich nie in alle Ewigkeit in die Form trocknen Wissensstoffes und leerer Dogmen bannen läßt.

Stirb draußen im lebendigen Leben an Deinem »Ich« — spare Dir das eigenmächtige, eigenangesetzte »Werden« — sondern sei, was Du bist: Ein Stück Menschen-Natur, in dem Ewigkeitskräfte, geheimnisvoll göttliche Gesetze ihre Wunder wirken, wo das demütig gehorchende Königskind herausgeführt ist aus allem, was Menschengesetz heißt — hinein in die Freiheit des ewig-geheimnisvollen Gottesgesetzes der Liebe.

Revolution in Permanenz.

Von Dr. Erwin Stranik, Wien.

Zuerst kommt ein Maler zu mir, wirft ein Blatt Papier auf den Tisch und sagt: »Bitte, lesen Sie!« — Ich nehme den Brief, er beinhaltet die Absage der Jury einer jungen Künstlervereinigung: »Es tut uns sehr leid, Ihre Bilder nicht in den Rahmen unserer Ausstellung einfügen zu können. . . Ihr zweifellos großes Können steht ja fest. . . aber es mangelt doch der strenge Zug nach vorwärts . . . es fehlt die Prägnanz der Zeit . . .«

Ihm folgt ein Schriftsteller: »Die sprachliche und formale Vollen dung Ihres eingereichten Werkes außer allem Zweifel bloß der Typus des Heute . . . zu abgeklärt . . .«

Und schließlich tritt der Musiker ein. »Ihre Oper? — Ein Un ding! — Melodien? — Haarsträubend in unserer Zeit! — Keine sicht lichen Beziehungen zur atonalen Bestrebung? . . . Lächerlich!«

Alle drei sind wütend, alle drei »verstehen die Welt nicht mehr!« Sie, die sich wahrhaft jung wissen und als Künder neuer Wege fühlen, werden abgewiesen, als ob es sich um ärgste Reaktionäre, Hintertreppler schlimmster Ausgeburt handelte.

Und der Grund?

Seien wir ehrlich: nichts anderes als der Mangel an auffällig Revolutionärem. Wie immer auch die Ausflucht oder das Schlagwort lauten mögen, der Triebpunkt aller neuen Bestrebungen ist revolutionäre, wenn möglich immer wieder revolutionierende Kunst. Man hat einen Dynamo der Revolution eingeschaltet, er soll stets aufs neue seine elek trischen Energien versenden.

Gut. Die Kunst soll sich vor dem Verkalken schützen. Sie er kennt, daß eine Unzahl technischer Behelfe, die früher einmal zu meistern

an sich schon einem Menschen Bedeutung verlieh, heute den Mittelmäßigen bereits für Gelegenheitszwecke zur Verfügung stehen. Sentimente und tragische Situationen, einst aus dem Labyrinth der Seelen gemeißelt, liegen jetzt schon auf der flachen Hand. Bilder, deren Größe ein Goethe schuf, Stellungen, die ein Rubens oder Rembrandt entwarf, verkitschen im jahrhundertelangen Gefilde billiger Nachfahrenkunst.

Und da sei natürlich Gott davor, daß so ein Epigone sich wahrhaft Künstler glaube, weil die Linie von ihm zum einstigen Genie scheinbar leichter für den Verstandeslosen zu ziehen ist, als vom echten Stern unserer Tage zum Stern der Vorzeit. Freilich, ein Bindfaden ist immer angenehmer aufzuwickeln als ein geistiger Gang über die Milchstraße am Himmel der Kunst. — —

Das Genie sträubt sich mit Händen und Füßen, mit Hirn und Herz gegen seine Mißachtung. Wehrt sich gegen seinen Untergang im Sumpfe des Dilettantismus, der sich ausbreitet wie nie noch zuvor. Das Genie zwingt sich zur Unterscheidung schon äußerlich. Und verfällt dadurch — ungewollt, ungewußt vielleicht sogar — in einen entsetzlichen Irrtum.

Revolution in Permanenz!

Wenn man einen Witz zur Stelle haben will, erinnere man sich an die berühmte Künstlerlocke. Die gehörte früher dazu; überhaupt war äußere Unordentlichkeit ein Merkmal innerer Größe. Unsinn, gewiß, und doch nicht ohne tiefere Berechtigung. Um Gotteswillen nur nicht mit einem Spießler verwechselt werden, dachte das Genie, darum: Locke her, her Du ausgefranste Hose! Nicht immer waren Geldsorgen am schmutzigen Schlafrock schuld, oft auch der Glaube; so muß es sein, will man etwas sein!

Nun, die Methode hat sich geändert. Man trägt sich nett, übernett vielleicht, bloß die ganz Grünen schwärmen noch für Kleidungsunterschieden (sozusagen in der Spielschule der Kunst).

Die Größeren haben ein neues Mittel entdeckt und das Rezept von Verlegern, Kunstsinnigen und Freunden approbieren und registrieren lassen. Es ist Schutzmarke geworden vor Verwechslung mit dem Alltag, vor Vertausch mit irgend einem Künstler, Literaten, Bilderkleber, Tonverstümmeler mittlerer Sorte.

Das Schutzmittel heißt (siehe Titel und Zwischenbemerkung): Revolution in Permanenz.

Der Expressionismus hatte seine guten Seiten und doch kam man über ihn hinaus. Einsichtige, wie Otto Flake, revidierten ihr Jugendwerk und schenkten in begnadeter Stunde den entartikelten Torso wieder seine volle deutsche Gestalt zurück. Den ausgepumpten Schmalzspursätzen nachweltkriegszeitlicher Produktion flößte man wieder künstlerischen Sauerstoff zu, erinnerte sich der Fülle deutscher Sprache, verglich mit anderen Literaturen und schenkte zur Weite des Blicks auch wieder die Unbegrenztheit der Sprache.

Aber nicht jede Konzession durfte gemacht werden. Und keinesfalls war zu vergessen: 1918 war ein Jahr der Revolution in politischer Hinsicht, die Kunst soll nicht zurückstehen — Revolution in Permanenz.

Irgendetwas mußte also revolutionär bleiben und beinahe schien es, als ob die revolutionären Einfälle bei den neuzeitlichsten Künstlern wie Abreißblocks herumhängen dürften. Jeden Tag, bitte, frisch, einmal rosa (Sonntag, ha, der taumelselige Ausgang, Entlösung ins Nichts!), oder schwarz (Wochentag, sehr oft, tragisches Ende, blutspritzende Gewitter, aufschreißendes Gewinsel, Inzest und Brüdergattenschwesternmord . . . mindestens!).

Na ja, sagten die Dichter, die Leute fordern es geradezu. Man wollte eben nur mehr Romane, die man nicht verstand, Musik, die einem den Magen umdrehte, Bilder, die Landschaften mit Sonne oder schlechtgespitzte Bleistifte vorstellten.

Brüder, Brüder, — nein!

Laßt Euch, ihr alle, Laien und Schaffende, doch nicht länger belügen. Die Revolution war; die ersten, die in diesen Krampf verfielen mußten sein, zugegeben, und das Haupt vor ihrem Märtyrertume gebeugt. Aber alle späteren haben doch dazu keine Veranlassung!

Was wollen denn die wahren Kinder, die heute noch nicht zwanzig zählen und schon wieder Revolution machen zu müssen glauben? Was denn umdrehen? Alles ist errungen, das frühere Geschlechter erstrebt!

Hört doch: ein Ibsen, Strindberg, Wedekind, ein junger Naturalismus haben bereits gelebt! Ihr macht Euch ja lächerlich mit Eurer ewigen Revolution.

Ganz im Geheimen beginnt man wieder sich an Storm, Meyer, Keller zu erinnern, die Stücke der Klassiker haben Zulauf und auf dem Theater wirken schon wieder Theaterstücke, die tatsächlich solche sind, nicht metaphysische Betrachtungen entgötterten Kulissenzaubers.

Mein Dichter, mein Maler, mein Musiker haben recht! Sie sind die wahren Künftigen, denn ihre Werke stehen bereits jenseits der Revolution!

Hört es und glaubet: wohl, es gibt in diesen Tagen noch eine Revolution, aber die letzte und die heißt: Schach der permanenten Unsitte zu revoluzzern und zurück zur erhabenen Größe, erhabenen Ruhe, zur Idee der Kunst!

Schrei, Ballung und Krampf — sie waren — große Gebärde muß wieder kommen und unendliche Freiheit!

Schaffende und ihr, die ihr deren Werke vertreibt, setzt ein Amen hinter das Gebet um ewige Revolution! Kein Mensch glaubt mehr an ihre Notwendigkeit.

Wozu dann die Lüge?



Das Marionettenspiel als künstlerischer Zeitausdruck.

Von Herbert W. Leisegang, Barmen-R.

Wenn ich von der Marionette das Gleichnis des Lebens reden, ihr Spiel als dichterischen Ausdruck einer Zeit erklären will, so mag der Laie dem Thema skeptisch gegenüberstehen. Aber Vergnügungen, denen sich die Menschen vom grauesten Altertum an mit solcher Leidenschaft hingegeben haben, verdienen schon, daß man ihrer tieferen symbolischen Bedeutung nachspäht. Diese Völker und Zeitalter huldigten dem Marionettenspiel als religiösem Kult, jenen diente es als Volksbelustigung niedrigster Art. Solche Umstrittenheit ist immer ein Beweis für den Wert einer Sache; denn nur Fragen, die die tiefsten Wurzeln wahrhaften Volkstums berühren, vermögen die Menschheit dauernd zu beschäftigen, vermögen sich dauernd zu bekämpfen. Wie könnte eine Kunst unbedeutend und inhaltlos sein, die Jahrtausende hindurch den Kulturvölkern auf dem Wege ihrer geistigen Entwicklung eine treue Begleiterin war, die zu den Lieblingsunterhaltungen fast aller großen Männer gehörte, und die selbst in unserer Zeit der Umwertung und der geistigen Revolutionen ihren alten Platz in Ehren behauptet hat. Das Puppenspiel wird damit zum Wertmesser von Zeiten und Völkern.

Gerade das deutsche Puppenspiel trägt, mehr als bei anderen Völkern, rein symbolischen Charakter in sich. Die Marionettenbühne wurde als Symbol der Wirklichkeit, der Welt, erlebt. Die Puppen, die in schwebender Leichtigkeit sich als die freiesten Wesen über alle irdischen Gesetze von Schwerkraft und Gebundenheit erheben, die aber im Grunde die Unfreiesten aller sind, schienen den Menschen Spiegel, in denen sie schauernd sich selbst erkannten. Die Fäden, die den Menschen mit dem Schicksal verknüpfen, bei der Puppe waren sie greifbare Wirklichkeit geworden. An Händen und Füßen gebunden, symbolisierte sie vortrefflich unsere hilflose, zwischen Himmel und Erde stehende Zwitterhaftigkeit. Diese Wesen von sprühender Lebendigkeit, sie vermochten nicht einen Schritt selbständig zu tun, sie waren tragisch verkettet einem höheren Willen, einem Gott; und dieser Gott war nur ein Mensch, der Puppenspieler hinter den Kulissen. Es muß eine fürchterliche Erkenntnis für den Menschen gewesen sein, als er zum erstenmal den Sinn dieser winzigen Puppen erkannte, die ihm hohnlachend das »Du bist Ich« zuzurufen schienen. Gounod bezeichnet sie als »Parodie de la vie humaine«, und Weber sagt in seinem Demokritos von ihnen: »Nichts stellt das Lächerliche im Getriebe der Menschen und deren unwichtige Wichtigkeit so ganz ans Licht, wie diese verkleinerten, am Draht geleiteten Menschen aus Holz.« Die Illusion des Puppentheaters raubte dem Menschen die Illusion des Lebens; mit einem Schlage schien alle seelische Kompliziertheit von ihm abzufallen, und als die Schleier der Illusion zerflattert waren, standen sie nackt vor der harten Erkenntnis: Die Welt ist nichts als ein Schaubudenmann, der uns als Marionetten auf und nieder tanzen läßt. Und wir sind ernst dabei und denken uns als die Herren der Welt, an die wir als Sklaven gekettet sind.

Das Volk oder das Zeitalter das sich gläubig dem Puppenspiel hingibt, wird immer den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich tragen.

Die Marionette hat vor dem Schauspiel einen großen Vorzug: Sie ist unwirklicher und darum künstlerischer. Ihr Reich ist die Welt des Wunders: Märchen, Mythos, Mysterium. Vermöge ihrer seelischen Unbetheiligkeit verkörpert sie die absolute Komik. Komisch ist der ungeistige Mensch, der, seiner Sendung vergessend, sich an die verwirrende Fülle der dinglichen Welt verliert und in Feigheit, Geiz oder Gier, um Werte bangt, die für den Wissenden belanglos sind. Diese völlige Materialität kann der Mensch nicht verwirklichen. Jeder Narr von Fleisch und Blut ist von einem Hauch der Tragik umwittert. Nicht so die Puppe. Sie hat keine Seele und sie rühmt sich dessen. Die Komik der Puppe ist reine Komik.

Ueber die Heimat der Puppenspiele läßt sich Bestimmtes noch nicht aussagen, aber alles deutet darauf hin, daß wir sie in Indien zu suchen haben. Die indische Kultur ist wohl der tiefste Ausdruck eines religiösen Lebensgefühls. Hier haben wir mithin einen untrüglichen Prüfstein für die Richtigkeit des Grundgedankens, daß die Kunst der Puppenspiele steht und fällt mit der Fähigkeit eines Volkes oder eines Zeitalters, Wunder zu erleben. In Indien ist es eine uralte Kunstübung.

Die symbolische Bedeutung des Marionettenspiels findet technisch ihre größte Unterstützung in der volkhaften Primitivität des Ausdrucks der Puppen. Die Fäden, die die Puppen beherrschen, gestatten nur ein verhältnismäßig geringes Maß an Bewegung, und doch sollen mit dieser Bewegung äußere wie innere Vorgänge der Handlung ausgedrückt werden. Solange die inneren seelischen Vorgänge unkompliziert bleiben, sodaß eine harmonische Einheit zwischen dem Ausdrucksmittel und dem, was ausgedrückt werden soll, gewahrt bleibt, solange haben wir es mit jenem alten volkstümlichen Marionettentheater zu tun, das an erschütternder Wirkung vielleicht einem menschlichen nicht nachsteht. Das ist das religiöse Puppentheater der Primitiven und der Völker des Orients. Das Marionettenspiel verliert aber sofort seinen volkgeborenen religiösen Charakter, wenn jene Einheit aufgehoben wird, wenn mit den einfachen Mitteln der Puppen komplizierte seelische Vorgänge vermittelt werden sollen. Aus dem Mangel heraus, daß seelenlose Wesen rein technisch nicht imstande sind, seelische Vorgänge wiederzugeben, entsteht eine gewisse Gegensatzempfindung, die ins Ironische herüberspielt, und die bis zur Grotteske gesteigert werden kann. Auf diese Weise, zuerst wohl unbeabsichtigt, nur um dem Puppenspiel neue Möglichkeiten zu eröffnen, entsteht das Possentheater, das in Köln seine höchste Blüte im „Kölner Hännchen“ erlebt hat.

Das Verdienst, die Marionette in ihrer größten Bedeutung erkannt zu haben, fällt der Romantik zu, die wie kaum eine andere Zeit dem ursprünglich Volkhaften nachgespürt hat. Novalis hat einmal das Marionettentheater als „das eigentlich komische Theater“ bezeichnet. Die spielerische Willkür des Dichters kann sich an der Puppe, die ja keinem organischen Gesetz, sondern nur dem menschlichen Intellekt unterworfen

ist, voll auslassen. Der Mensch, der in der Maske des Ewigen auftritt, wird dem Dichter eine Zielscheibe des Spottes. Ich betonte schon einmal, daß das Zeitalter, das eine gläubige Einstellung zur Marionette besitzt, immer damit auch den Grundton einer tragischen Weltanschauung in sich trage. Vielleicht kommt diese verborgene Tragik nirgends so deutlich zum Ausdruck, wie in der nach außen so heiter ironisch scheinenden Romantik: „Der Ernst muß heiter, der Scherz muß ernsthaft schimmern“, sagt Novalis einmal, mit einem Anklingen an das Schopenhauer-Wort: „Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen“. Für den tiefer Sehenden hat diese heitere Leichtigkeit etwas Erschütterndes, etwas, das der Komik eine Tragik gibt, die, wie Hebbel in seinen Briefen sagt: „für den, der sie inmitten der bunten Fratzen und Arabesken, die sie verschleiern, entdeckt, fast noch furchtbarer ist als die Tragödie selbst“. Diese Anschauung, der wir in der Romantik immer wieder begegnen, überträgt sich auch auf das Marionettentheater. So sagt Novalis: „Alle Poesie hat einen tragischen Zug: Echtem Scherz liegt Ernst zugrunde: tragische Wirkung der Farce, des Marionettenstils, des buntesten Lebens, des Gemeinen, Trivialen“.

Die Tragik des Lebens wird hier im Gewande der Puppe zur Posse.

Zu dieser stilistischen Einstellung der Marionette kommt noch ein äußeres, praktisches Wertmoment hinzu. Die Unzulänglichkeit des großen Theaters erscheint der Romantik in erhöhtem Maße, da die Einheitlichkeit der Entwicklung zur Idee hin durch die Verzweigungen des individuellen Lebens der Darsteller gestört wird. Die Marionette in ihrer organischen Gesetzmäßigkeit, aller Schwerkraft und irdischen Gebundenheit enthoben, erscheint der Romantik als der vollkommenste Schauspieler. Jean Paul fordert ausdrücklich für die dramatische Burleske „Marionetten statt Menschen zu Spielern“. In der Einleitung seines „Marionettentheaters“ sagt Mahlmann, daß die „gezogenen Puppen aus Holz seine Stücke eher und besser aufführen, als die hölzernen lebendigen auf unsern Haupt- und Staatstheatern“. Und am deutlichsten fassen zum Schluß die Worte Justinus Kerners die romantische Einstellung zur Marionette zusammen: „Es ist sonderbar, aber mir wenigstens kommen die Marionetten viel ungezwungener, viel natürlicher vor als lebende Schauspieler. Sie vermögen mich viel mehr zu täuschen . . ., die Marionetten . . . haben kein außertheatralisches Leben, man kann sie nicht sprechen hören und nicht kennen lernen, als in ihren Rollen“.

Die Puppe wird so der Romantik, was der Antike die Maske war.

Was ist es nun, das uns so magisch, mit so zwiespältigem Gefühl, gemischt aus fremdem Grauen und innerer Erleichterung, zum Marionettenspiel hinzieht? Die Puppe zeigt uns unsere Leiden, dadurch jedoch, daß wir sie auf ein Fünftel ihrer natürlichen Größe verkleinert sehen, gewinnen wir das Gefühl innerer Ueberlegenheit, das uns erst die Kraft gibt, die Puppe humorvoll zu belächeln. Humor ist die Weltsicht Eines, der Abstand genommen hat zum Kleinkram des Werktags, er

ist die Form des weisesten Frohsinns. Wir belächeln, indem wir der Puppe zusehen, damit zugleich unser Leben aus höherer Warte und überwinden so die Welt, indem wir sie auf der Marionettenbühne gestalten. Das ist der tiefste Sinn der Puppe. Wenn Schiller sagt, daß der Mensch dann erst wahrhaft Mensch ist, wenn er spielt, so ist er vielleicht niemals mehr Mensch — als wenn er mit sich selber spielt.

Jede Zeit hat sich mit der Marionette — als künstlerischem Ausdruck echten Volkstums — auseinandersetzen müssen. Vor dem Kriege sahen wir im Puppenspiel nur einen Zeitvertreib für Jahrmärkte, heute, durch die Ereignisse der letzten Jahre ernster gemacht, hat uns die Marionette mehr zu sagen, ein Beweis dafür, wie unsere Einstellung auf den Grundton einer tragischen Weltanschauung gestimmt ist. Und wenn unsere heutigen Dichter mit der Marionette als Weltsymbol so wenig anzufangen wissen, so zeigt das nur, wie stark wir noch im Chaos der Zeitprobleme stecken, wie wenig Distanz wir erst zu den Ereignissen der letzten Jahre gewonnen haben und wie weit wir noch davon entfernt sind, unsere Zeit künstlerisch gestaltet zu sehen.

Der tiefste Schmerz.

Von Max Jungnickel-Berlin.

An einem Donnerstag wollte ich in einer Kleinstadt das Altertums-museum besichtigen. Man sagte mir, daß ein alter Rektor seine ganze Lebensarbeit in dieses Museum gesteckt habe und darüber wache mit einer Zärtlichkeit und einer Begeisterung, die man selten finde. Der Rektor sei im Ruhestand, und ich müßte, wenn ich in's Museum wolle, zu ihm gehen. Er nur allein habe den Schlüssel. Und er sei auch ein sachkundiger Erklärer seiner Schätze. — —

Ich ging also hin. Der Rektor lag im Bett. Er war nicht krank; aber er sah erschreckend aus: seine Augen waren weit aufgerissen. Das schlohweiße, zottlige Haar und der graue, zerraupte Bart gaben dem Gesicht einen König Lear-haften Ausdruck. — — Und er sagte mir: „Es tut mir leid, daß ich Sie wieder wegschicken muß. Aber es ist doch Donnerstag. Donnerstags kann ich nicht unter Menschen“.

Er sah meinen fragenden Gesichtsausdruck. — — „Ja, an einem Donnerstag, vor sieben Jahren, ist mein Junge gefallen, mein einziger Junge. Und sein Tod ist mir so in die Seele gefahren, daß er nicht mehr herauszukriegen ist. — — So tief sitzt er drin. Die anderen Tage mag's ja gehen; aber jedesmal, am Donnerstag, steht der Tod meines Jungen wieder in meiner Seele auf und läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Ich hab's schon ändern wollen; aber es geht nicht. Es geht beim besten Willen nicht. Donnerstags liege ich wie im Sarge“.

Der Herbstwind piff am Rektorfenster vorüber. Es war, als ob draußen einer stünde und von weither piffte, von weit, weit her, wo die vielen Kreuze sind.

Von Klabund oder dem Individualitätsschwindel.

Von Hans Georg Brenner, Berlin.

Man wird in Zukunft den Dichter nach dem Grad seiner persönlichen Sauberkeit zu beurteilen haben, dann kommt die richtige Stellungnahme zu seinem Werk von selbst (wir haben ja „Köpfe“ unter den Kritikern). Persönliche Sauberkeit schließt politische mit ein. Nur dem Individualitätstrottel wird die Notwendigkeit nicht aufstoßen können, zwischen zwei sich hart gegenüberstehenden Weltanschauungen wählen zu müssen. Man betrachtet Dichtung auch heute noch als den großen Bottich, in dem Jeder „auf öffentlichem Markt“ seine schmutzige Wäsche wäscht. Gewiß sehr löblich, daß es überhaupt geschieht — immerhin ein Zeichen von verstecktem Verantwortungsgefühl gegen sich selbst. Dabei vergessen aber diese Herren ganz, daß ihre ihnen so wichtig scheinende Person heute für die Masse ohne Bedeutung ist. Die Masse braucht Bewegung, die sie treibt, Kraft aus ihr geschöpft über sie hinausgetragen, Energie in ihr gesammelt vorstoßend zur Macht. Was will der Einzelne darin, der auf seinem Recht als „Individualität“ besteht? Dieses genannte Verantwortungsgefühl ist immer nur für Backfische berechnet, die bekanntlich mit dem Mond korrespondieren und Interesse für erotische Unterwäsche haben. Die Weltgeschichte wird nicht auf dem Mond auch nicht von Backfischen gemacht. Ergo . . . Aber das nur nebenbei.

Herr Klabund, der Wandelbare (alias Alfred Henschke), verteidigt sich in der „Literarischen Welt“ Nr. 6, 1. Jahrg. gegen bolschewistischen Verdacht, indem er beteuert, die Rede des Tschang-ling im „Kreidekreis“ sei wörtlich dem chinesischen Original entnommen. Das zeugt für den Bolschewismus und gegen Klabund. In der Nr. 14, 1. Jahrg. „Die Volksbühne“ schreibt er bezüglich seines letzten Dramas „Brennende Erde“: „Ich muß auch gegen die Auffassung energisch protestieren, als ob es sich in meinem Drama um pseudopazifistische und antibolschewistische Ideen handle“. Klabund heißt „Wandlung“. Dieses nur als interessantes Beispiel für die Geschäftstüchtigkeit des schriftstellernden Bürgers hinter der Maske eines bekenntniswütigen Individualismus, der — wie gesagt — seine Vorzüge für den Einzelnen haben mag, nicht aber für die Gesamtheit, der er dienen sollte. Die berühmte, scheinbar chronische deutsche Versreimerei hat zu einer erschreckenden Urteilslosigkeit der Kritik, des Publikums geführt. Der Berg wurde auseinandergehweht — in individualistische Sandkörnchen. Man kann auch von einer babylonischen Gedankenverwirrung sprechen. Aber das führte zu weit.

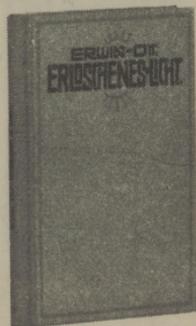
Klabunds „Chinesische Nachdichtungen“ haben den Kritiker, wohl auch ihn selbst in dem Glauben bestärkt, seine Gedichte wären ebenfalls gut. Die Wirkung durch Gedichte ist minimal: Gedichte sind nicht spannend, daher werden sie wenig gelesen. Auf diese Weise fällt wenigstens auch viel Minderwertiges unter den Tisch. Anders ist es mit erzählender Prosa, deren mehr oder weniger starke Plastik haften bleibt. Hier liegt die Gefahr bei Klabund, vor der zu warnen ist.

Sein „Kreidekreis“ hat ihn berühmt gemacht (die Trommel macht das Geschäft, das Geschäft die Mode, die Mode die Berühmtheit, Berühmtheit . . . das Geschäft). Klabung hier, Klabung dort. Die Verwandlungen treten häufig auf, verwirren, wickeln ein: der Bürger staunt, lächelt, glaubt, betet an . . . auch Herrn Klabung. Bitte sehr. Suum cuique. Es ist aber nicht so. Auch Homer schläft zuweilen: Die „Gruppe 1925“ vermag Gold von Messing nicht zu unterscheiden. Unter die „Geistesrevolutionären“ (schönes Wort) mischt sich das Lumpenproletariat, schnorrt, schmarotzt, streicht sich nach außen mit denselben Farben an (die sich natürlich wieder abwaschen lassen). Bewegungen werden bekanntlich nicht gestärkt, wenn Mitläufer die Ueberzahl bekommen. Der Stoßkraft einer Idee wird die Spitze abgebrochen. Das bürgerliche Kuckucksei verdirbt das Nest. Man komme mir nicht mit Phrasen wie „Ethos der Kunst, Kosmopolitismus, Pantheismus usw.“ Ich meine Alles ganz konkret. Jawohl, Herr Klabung. Sie trifft der Vorwurf nicht allein. Sie sind in guter Gesellschaft, habe nur das Unglück als Beispiel zu dienen.

Der Erzähler Klabung: Ich verneine Bücher, um ihrer selbst willen geschrieben. Ich verneine die Notwendigkeit von Krankengeschichten und Fiebertabellen, ich verneine die Ansicht, daß schriftstellerische Selbstbeweihräucherung mit Kunst identisch ist. Ergo . . . Klabung läuft an der Welt vorbei. Davos wird nicht zum Sinnbild der Welt, es bleibt ein Krankenhaus, mit dem wir nichts zu schaffen haben wollen. Wir interessieren uns nicht, wievielmals monatlich Blut gespuckt wird, wieviel Mädchen „geliebt werden . . . alles aus unbestimmter „Sehnsucht“. Wir interessieren uns nicht für schwärmerisches Geschwätz, in dem kleine Erlebnisse zu großen Wichtigkeiten aufgebauscht werden. Wir lehnen ab den Zug ins Spukhaft-Verzerrte, der nicht wie bei Kubin oder Kafka aus weltanschaulicher Einstellung und Verantwortlichkeit herkommt, sondern die Unfähigkeit, künstlerisch zu gestalten, zu gliedern, ummänteln soll. Sie rühmen sich einer außerordentlichen Sachlichkeit, Herr Klabung — (Literarische Welt Nr. 26, 2. Jahrg.) — die Stelle, die Sie anführen (Moreau) finde ich deplaciert. Sachlichkeit liegt nicht in angeführten Buchtiteln mit Verlagsangabe. Sachlichkeit geht Hand in Hand mit der Notwendigkeit der Kunst und Persönlichkeit des Künstlers. Subjektivistische Wanzenschüttelei, seliges Wiegen in nebelhaftem Pantheismus (Franziskus) bringt uns nicht vorwärts. „Mohammed“ wird uns nicht helfen, nicht der Ambraduft des ganzen Ostens, wenn wir uns nicht selbst zu helfen wissen. Nicht die Lyrik des passiven östlichen Menschen, der übrigens gar nicht mehr so passiv ist. Uns hilft nicht „Moreau“, der „Gottessoldat“, der zum Totschlagen etwas reichlich den lieben Gott bemüht, dem scheinbar ein Mädchenkuß die Kraft nahm, die Seuche des napoleonischen Größenwahns zu bekämpfen. Und dann der „Bracke“, diese unselige Eulenspiegelfigur, der ästhetisierende Revolutionär, der Graf und Kaiser die Wahrheit sagt, dann sein Fell in Sicherheit bringt. Hier sind wenig positive Sätze, und doch verschleiert in historischen Spinnweben, mit verbindlichem Lächeln ohne tiefergehende Wirkung. Dieser „Geistesrevolutionär“ Bracke kenn-



Erwin Ott



Erlöschenes Licht

Ein Hölderlin-Roman

Broschiert Kč 18.—, Rmk. 2.50, Schilling 3.75

Halbleinen gebunden Kč 24.—, Rmk. 3.20, Schilling 5.—

Der Dichter wächst an seinem Werk und erreicht die Höhe seiner Schilderungskraft in der schönen Nachtszene des Schlusses, die dem Tode des greisen Dichters vorangeht.

R. Hohlbaum.

. . . . Die Seele des Hölderlins legt Ott in überzeugender und ergreifender Weise bloß, sein künstlerisches Werden, das unvermeidliche Erlöschen seines geistigen Lichtes. Schlüssel seines Schicksals und Mittelpunkt des Romans ist natürlich die Liebe zu Susette Gontard, seiner Diotima, vom Verfasser in edler, blühender Sprache dargestellt.

„Literarisches Echo“.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Peter Ackt, Elbing

VERLAG GEBRÜDER STIEPEL Ges. m. b. H., REICHENBERG

Emil Hadina



Dämonen der Tiefe

Ein Gottfried-Bürger-Roman

Broschiert Kč 20.—, Rmk. 2.70, Schilling 4.20

Halbleinen gebunden Kč 24.—, Rmk. 3.20, Schilling 5.—

Man liest die „Dämonen der Tiefe“ mit brennenden Herzen, läßt sich hinreißen von dem Geschick jener beneidenswerten Stürmer und Dränger und holt sich am Ende die verstaubten Gedichte Bürgers aus dem Winkel.

„Der Bund“, Nürnberg.

Unter atemloser Spannung liest man diesen auch sprachlich schönen Roman.
Dr. Schilling, „Deutsche Post“.

Hofrat Dr. Bernhard Seuffert, Graz, schreibt an den Dichter: „Das ist die Lenore unter Ihren bisherigen Romanen. Wie alles glüht und lodert, zeugt und zerstört, erzeugt und zerfällt. Welche Kraft der Tatsächlichkeit, welche Knappheit und Geschlossenheit . . .“

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Peter Ackt Erlangen

VERLAG GEBRÜDER STIEPEL Ges. m. b. H., REICHENBERG

zeichnet Grenzen und Möglichkeiten des heutigen Schriftstellertums, das innere Fäulnis mit Narrenschellen beseitigen will nach dem Rezept: Wasch mir den Pelz, mach mich nicht naß. Die Ahnungslosigkeit des größten Teiles unserer „schreibenden Welt“ ist der Beweis für bürgerliche Vertrottelung, das intellektuelle Kreuzworträtselraten der Beweis für grenzenlose Hilflosigkeit. Der Hang zur Einfachheit (Doebelin) wird ein frommer Wunsch, wenn wir nicht aus den Pubertätsjahren zu einem aktiven politischen Stil vordringen. Pardon, Herr Klabund. Dies Alles nur nebenbei. Ihre Theater sind voll. Sie sind ein großer Dichter. Auch das nur nebenbei.

MONDÄN.

Mondän ist, wer so tut, aber nicht anders kann. Dabei ist es gleichgültig, ob andere Maßgebliche auch nicht anders können, wenn sie nur daran glauben und mittuten. So ist die Mondänität recht eigentlich eine Krankheit ohne Schmerz, eine Gesundheit ohne Wohlbehagen. Sie findet sich bei Damen der ganzen und der halben Welt, bei Herren setzt sie zusammenklappbares Heldentum voraus. Es ist sonst nicht viel Spaß dabei. Im Gegenteil: die Mondänität ist immer eine anstrengende Beschäftigung, meist ein verfehelter Beruf, mitunter eine berufliche Verfehlung, seltener Zeitüberfluß. Der, die, das Mondäne hat nie Zeit. Den lieben kurzen Tag muß man sich bügeln, bubiköpfen, wellen, schminken, pudern, fetten, ra- und frisieren, ped- und maniküren. Muß reiten, auteln, müllern, mampfen, trotteln, jазzen, dielen und spielen. Die Tempel der Mondänität sind alle Tummelplätze der Oeffentlichkeit, die Götzen aber sind immer die Leute. Deshalb ist der vom bacillus mondänicus Befallene in hohem Maße leut-selig. Mondän bedeutet nicht unbedingt modern, sondern es verhält sich jenes zu diesem wie der gepufte zum karierten Schlips.

Wichtig ist die Frage: wie macht man das? Man wähle das Gefäß der Gewohnheit, kehre es um wie eine Puddingform und reinige es gründlich vom Geruch der Bürgerlichkeit. Sodann nehme man 75 Teile Selbstbewußtsein, je 10 Teile Sensationalismus und Blasiertheit und 5 Teile Gschafftelhuberei. Zum Ganzen gebe man eine kräftige Prise Anmakung oder Dünkel und verrühre gut. Schließlich schmecke man es mit etwas trockener Würde und gewiegtem Snobbismus ab und serviere es kalt-lächelnd. Denn noblesse oblige, oder zu deutsch: wems juckt, der kratze sich.

O. A. E.

Lest Bücher: Wissen gibt Macht!

Lidwina. / Novelle von Hans Franck.

Als in dem Jahre 1263 das Heer der Ordensritter von den heidnischen Lithauern bei Löbau geschlagen war und der Landmeister Helmerich von Rechenberg, samt einer Schar der auserlesensten Ritter, jenen unersättlichen Boden als Erster mit seinem Blut getränkt hatte, der in dem hundertjährigen Kriege zwischen dem zottigen Gefolge der einheimischen Götter und den eisengeschienten Glaubensstreitern des fernherkommenden Christengottes Ströme des roten Menschenadernsaftes getrunken hat: da wußte der Großfürst Gedimin, der Besieger der Deutschherrn, seines frevlerischen Uebermutes kein Ende. Weil er aber, obwohl er sich Herr der Welt dünkte, dennoch — so hoch er sich auch in seinem Sattel emporreckte, so gierig er auch seine gekralte Rechte über sich hinauswarf — die Sterne nicht vom Himmel herunterreißen konnte, griff er schließlich nach dem, wonach allnächtlich Männerhände als nach dem Leuchtendsten hienieden sich ausrecken: nach der Unschuld eines jungen Weibes. Um indessen den Geschlagenen und sich die Größe, seiner Macht sichtbarlich zu erweisen, ließ er sich nicht an Jugend, Schönheit und Unberührtheit der als Siegespreis begehrten Jungfrau genügen. Sondern Großfürst Gedimin forderte eine Christin auf sein Lager, die Leib und Leben dem himmlischen Bräutigam zu eigen gegeben und des zum Zeichen feierlich gelobt hatte: solange noch irgendwo der winzigste Hauch des Atems in ihr hauste, sich keinem Mann auf Erden zu überlassen.

Am Morgen nach der Schlacht umzingelten die Lithauer das Kloster Maria Lonk, das unweit der Drewenz — einem östlichen Nebenfluß der Weichsel — abgeschieden von den Stätten der werktätigen Menschen, gelegen war. Als Großfürst Gedimin durch einen Ritt auf seinem schaumbefleckten Rappen mit eigenen Augen sich vergewißert hatte, daß nirgend mehr ein Loeh in der Männermauer war, durch welches eine der gefangenen Nonnen entweichen konnte, entsandte er einen Boten in die Steinmauer, mit welcher die frommen Frauen sich freien Willens von den Freuden und den Verlockungen der Welt abgeschieden hatten. Das spitzbogige Klostertor tat sich vor dem Abgesandten des Siegers auf, ohne daß er nötig hatte, mit dem Knauf seines Schwertes anzuklopfen. Unverzüglich wurde der auflachende Lithauer in das Refektorium geführt, wo die Aebtissin Lioba inmitten der zitternden Schar, deren Seelen ihrer Obhut anvertraut waren, bereits auf die Botschaft des Bezwingers der Deutschherrnritter wartete.

Der schwarzhaarige Heide stieß sein Schwert, als er inmitten des Halbrunds der Nonnen Posto gefaßt hatte, so tief vor sich in den Holzfußboden, daß es nicht stärker seinen Widerspruch gegen diese Kränkung durch Hinundherschwanken Ausdruck geben konnte, als der Stamm eines Baumes, der dem Sturm trotz. Dann verkündete er: Bis zu der Stunde, wenn die Sonne auf ihrem Weg über den Himmel am höchsten stünde, hätte eine der Nonnen, die untadeligen Leibes sei, nicht weniger als zwanzig, nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre zähle, vor dem Zelt seines Herrn, des Großfürsten Gedimin, der gestern die

Herrschaft über das Land der Preussen ersiegt hätte, ungeleitet zu erscheinen. Ob sie sich zu diesem Gange nach der Weise der Jungfrauen außerhalb der Klostermauern schmücken oder aber in dem härenen Gewand vor ihn treten wolle, das man innerhalb der Klostermauern zu tragen gewohnt sei, gelte seinem Herrn gleichviel. Denn er gedenke, wenn das Zelt hinter ihr zugeschlagen sei, nach anderem an ihr Ausschau zu halten als nach ihrer Kleidung. Kein Leid warte der Erwählten. Sondern ungezählte Freuden, deren sie keine bis auf diesen Tag gekostet habe. Nicht länger als bis zu der Stunde, wenn morgen wiederum die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erklettert hätte, werde sein Gebieter die abgesandte Jungfrau in dem Zelte zurückhalten. Einen Tag lang nur fordere er sie, zum Zeichen seiner Herrschermacht, zu eigen. Dann könne sie ungehindert gehen, wohin sie gehen wolle. In die Welt hinaus. Oder auch, wenn sie, trotz des Freudenbeckers, den er ihr gereicht hätte, noch nach einem mannlösen Leben Verlangen trüge, zurück in das Geviert hinter den Klostermauern. Bis zur Mittagsstunde erwarte sein Herr, Großfürst Gedimin, der Besieger der deutschen Ritter, die erwählte Botin als Erweis ihrer Unterwürfigkeit.

Ohne die Hand nach dem Schwert auszustrecken, das längst unbeweglich in der Diele des Refektoriums stak, ging der Lithauer hinaus. An der Tür wandte er um, riß einen verborgenen Dolch aus seinem Gurt und warf ihn in die Richtung, wo die Aebtissin Lioba saß. Die sah unbeweglich den Tod auf sich zuschwirren. Alle Nonnen aber, außer einer der jüngsten, mit Namen Lidwina, die am unteren Ende des Tisches saß, duckten erschreckt ihre Häupter, obwohl neben der Domina nicht Eine von dem blanken Schnabel des Todvogels bedroht war. Eine Handbreit über dem Kopf der Aebtissin flog der Dolch hin und verbiß sich hinter ihr in das Holzgetäfel der Wand.

Sein Herr, fuhr der Bote des Großfürsten Gedimin fort, sobald alle Nonnen wieder aufrecht saßen und es stiller in dem Refektorium geworden war, als in den Sekunden, wenn in der Kirche des Klosters das heilige Blut enthüllt wurde — sein Herr wisse, daß sie seinem gnädigen Gebot gehorchen würden. Sollte aber wider alles Erwarten bis zu dem Augenblick, der die Tageshelle in den Vormittag und den Nachmittag scheidet, keine der jungen Nonnen vor dem Zelte seines Gebieters stehen, so werde dieser seinen Kriegerscharen Befehl geben, das Kloster dem Erdboden gleich zu machen. Nicht Eine ihrer Alle werde vom Tod verschont bleiben. Mit der selben Sicherheit, mit welcher er soeben eine Handbreit über das Haupt ihrer Gebieterin hinausgezielt hätte, würde Jeder von ihnen treffen, was er erziele: Herz, Hals, Stirn, Augen, Mund, Brüste oder wonach sonst zu zielen sie gelüste. Ehe aber der Tod als Strafe des Ungehorsams an ihnen Allen vollzogen würde, seien sie — das spräche nicht er, sondern Großfürst Gedimin — den Kriegern ausgeliefert, deren Jeder an ihnen nach seinen Willen tun dürfe, was zu tun ihn verlange. Und möchte alsdann wohl sein, daß mancher Nonne zum bitteren Giftbecher würde, was ihrer Abgesandten im Zelte seines Herrn wie süßer, unsinnig machender Met munden werde.

Es war um acht Uhr in der Früh, als das letzte dieser Kriegerworte in dem Refektorium des Klosters zu Maria Lonk verhallte.

Sobald die Tür hinter dem Lithauer zugeschlagen war, senkte Aebtissin Lioba ihr silberhaariges Haupt.

Alle Nonnenköpfe, siebenundneunzig an der Zahl, fielen auf die Brust hinab.

Eine Stunde lang verharrte die Aebtissin gesenkten Hauptes. Keine Silbe ging zu ihrem Munde aus.

Wie also hätten die Nonnen ihre Köpfe erheben, wie hätte auch nur Eine von ihnen wagen sollen, den Mund aufzutun?

Um die neunte Stunde erhob Aebtissin Lioba ihre Rechte.

Eine Nonne vermeinte, die Ehrwürdige deute auf den Dolch hinter ihrem Haupte, sprang auf und wollte ihn aus dem Gefäß der Wand ziehen. Da sie es nicht vermochte, kam eine Dritte, eine Sechste, eine Zehnte ihr zur Hilfe. Auch an den Flügeln der Tafel waren überall die Nonnen aufgesprungen. Von beiden Seiten her eilten sie zu dem Schwert, um es aus dem Fußboden zu ziehen. Als sie aber sahen, wie ihre Schwestern mit vereinten Kräften den Dolch nicht aus dem Holz zu zerren vermochten, getraute sich Keine, seinen Schaft zu umklammern. Zu seiner Rechten, seiner Linken standen sie mit schlaff herabhängenden Händen.

Aebtistin Lioba schüttelte lange das Haupt über die Torheit der Nonnen, die als Erstes darauf bedacht waren, die Zeichen der Gefahr zu beseitigen, statt alle Kräfte auf das Eine, das not war, zu richten: die Gefahr selber abzuwenden, die auch dann noch unverrückbar über ihnen stand, wenn es Frauenkräften möglich wäre, Schwert und Dochl aus dem Refektorium zu entfernen.

Als die Hochwürdige des Kopfschüttelns endlich Herr geworden war, streckte sie ihre Linke aus und bedeutete den Beschämten ohne Worte, daß sie es Lidwina nachtäten, die als Einzige gleich ihr sich nicht von ihrem Sitz erhoben hatte, und auf ihre Plätze zurückkehrten. Erst da alle Nonnen wieder saßen und, um nicht abermals eine Torheit zu begehen, forschend mit den Blicken an ihren Augen hingen, stand Aebtissin Lioba auf und reckte, so hoch sie es vermochte, die Hände zum Himmel.

Mit der Domina zugleich standen siebenundneunzig Nonnen. Mit ihren Händen zugleich reckten einhundertvierundneunzig Hände sich, so hoch sie es vermochten, um Hilfe gen Himmel.

Eine Stunde lang betete Aebtissin Lioba.

Jedes Wort, das zu ihrem Munde ausging, tönte in den Herzen der Nonnen wieder.

Keins von allen Nonnenherzen aber war eine Glocke, in der die Gebete der Herrin so rein und so hell widerhallten wie in dem Herzen Lidwinas, die am unteren Ende des Tisches unter den Jüngsten der Nonnen ihren Platz hatte.

Ein Wunder! bat, flehte, weinte, forderte, schrie Aebtissin Lioba. Eine Stunde lang: Ein Wunder!! Ein Wunder!!!

Immer wieder sanken ihre hochehobenen Hände herab. Immer wieder riß sie die Müde gewordenen dem Himmel näher. Sanken die Hände der Domina, dann fielen die wenigen Nonnenhände, die noch in der Luft taumelten, an ihrem Fallen vorbei auf den Tisch des Refektoriums nieder. Die aber, welche — vor der Zeit müde geworden — schon auf dem weißen Linnen ausruhten, flatterten ihnen entgegen, um wenigstens die letzte Strecke des Hinab mit ihnen gemeinsam zu haben. Stiegen die Hände der Domina von neuem himmelan, so rissen sich die Nonnenhände aus der Müdigkeit hoch und mühten sich, so sehr auch die Arme schmerzten, ihnen zu folgen. Ein Auf und Ab von fast zweihundert betenden Frauenhänden war eine Stunde lang an diesem Morgen in dem Refektorium des Klosters zu Maria Lonk gleich dem Auf und Ab des Fluges einer Sprehenschar, die sich an einem hellen Herbstmorgen in unermüdlichen Flügen zur Reise in niegeschaute Gelande rüstet.

Anfangs schwiegen die Nonnen zu dem Gebete der Aebtissin. Dann begannen Lippen sich zu bewegen, zu murmeln. Laute, Rufe drangen aus ihnen hervor. Zwar den wechselnden Worten der Herrin vermochten die Nonnen noch unvollkommener mit ihren Worten zu folgen als dem Auf und Ab der Hände. Wenn aber jenes Wort nahte, das häufiger denn alle anderen wiederkehrte, dann bereiteten sie sich, einzustimmen, und mächtiger, inbrünstiger, gewaltiger klang es von Mal zu Mal im Chor: „Ein Wunder! Ein Wunder!“

Von irdischem Geschehen war Hilfe nicht zu erhoffen. Was Anderes konnte sie erretten als ein Wunder? Auf Menschen durften sie nicht bauen. Der aber, auf den allein sich ihr Glaube, daß sie auch in dieser Not nicht untergingen, gründete, Gott, was lag IHM näher, als eine Tat, die uns Wunder heißt?

Als die Stunde des Gebetes sich dem Ende näherte, holte Aebtissin Lioba ihre flehenden Hände zu sich herunter, war ihnen — da es nun zum ersten Mal mit ihrem Willen geschah — nicht gram, daß sie sanken, faltete sie demütiglich und endete ihr Rufen zu Gott mit diesen Worten: „Wenn DU aber, HERR, uns des Wunders DEINER Hilfe nicht würdig erachtest; wenn DU, um unserer Schwachheit und um unserer Sünde willen uns auferlegst, daß Jemand aus unserer Mitte hingehet zu dem Zelt des Heiden und das höchste Gut, das DU uns gabst, opfert: die Unschuld; wenn DU, uns zur Buße, bestimmt hast, daß Eine, um Alle zu erretten, mehr hingibt als das Leben, das Niemand unter uns, brächte es Rettung, hinzugeben sich weigern würde: dann — HERR! HERR!! — dann gib mir Weisheit, daß ich in DEINEM Namen das schwere Kreuz auf eine Schulter lege, die nicht zusammenbricht unter seiner Last. Gib, HERR, wenn DU uns Hilfe weigern mußt, daß Jene, die um Mittag in das Zelt des Feindes tritt, mit keinem einzigen Atem das Gift der sündigen Lust einatmet, daß kein Fünkchen der Sinnenglut, die sie umzüngelt, Nahrung in ihr findet. Verleih ihr Kraft, daß sie alle irdische Liebe in sich auslöscht und heller noch als je zuvor von himmlischer Liebe durchleuchtet wird. Töte DU, HERR, wenn solches über Weibeskräfte geht, ihre Sinne ab, daß sie als Seelen-

lose, daß sie als Tote ihren Opferweg gehe und wecke sie erst zu jener Stunde wieder auf, wenn das Tor sich hinter der Heimkehrenden geschlossen hat. Daß ich, ob ich auch ihren Leib nicht unangerührt DIR zuführen kann, ihre Seele DIR überantworte, wie ich sie aus DEINER Hand empfing: rein und unangetastet. Hilf — HERR GOTT im Himmel! — daß, wofern DU uns das Wunder DEINER Hilfe weigerst, ich die rechte Wahl in DEINEM Namen treffe! Hilf, daß die Anschläge des Heiden zu Schanden werden und Jene, welche er in seinem Frevelmut zu besudeln trachtet, unberührt an ihrer Seele heimkehre. Hilf, HERR, hilf!“

„Amen“, orgelte der Chor der Nonnen.

Alle setzten sich mit der Aebtissin zugleich.

Eine aber blieb mit gefalteten Händen stehen: Lidwina.

Alle schwiegen, da kein Wort mehr aus dem Munde der Aebtissin ging.

Eine aber hatte noch nicht ausgesagt, was ihr Herz durchwogte:

Lidwina.

„Amen! Amen!“ wiederholte sie mit der Glaubenskraft ihrer jenseit-süchtigen Seele. Erst als das dritte Amen verklungen war, gewahrte sie, daß sie als Einzige — länger als die Aebtissin — gestanden, als Einzige — ohne die Aebtissin um das Wort zu sonderlicher Rede gebeten zu haben — gesprochen hatte. Da löste sie ihre gefalteten Hände auseinander, verneigte sich mit der stummen Bitte um Verzeihung vor der Herrin, tat es den übrigen Nonnen nach und setzte sich. Ohne Hast. Ohne Erröten.

Prüfend, als wollte sie bis auf den Grund ihres amenüberstürmten Herzens sehen, hatten die Blicke der Aebtissin Lioba die Stehende durchdrungen.

„Ist es Die?“ fragte eine Stimme in ihr. „Nein!“ antwortete eine andere Stimme. „Nein!“ Nicht weniger als zwanzig Jahre! lautet das Gebot des Heiden. Lidwina aber — „hat heute ihren zwanzigsten Namenstag!“ antwortete die erste Stimme. „Vor dem Schrecken des Tages ist es vergessen, ihren Platz am Tisch nach der Sitte mit Blumen abzugrenzen“.

Da ließ Aebtissin Lioba ihre Blicke über Lidwina hingleiten. Die gertenschlanke Gestalt, die schwellenden Brüste, die edlen Schultern, den herrlichen Hals, die weichen Lippen, das Rot der Wangen, das Blau der Augen, den Stolz der Stirn, das Blond des Haares — Kutte und Kapuze vermochten, so geflissentlich sie sich auch darum mühten, sie nicht ganz zu verdecken. Aebtissin Lioba sah zum ersten Mal, daß Lidwina schön war. Schöner als alle Nonnen des Klosters und sagte zu sich: „Die keinesfalls, denn mehr als Alle ist sie durch den Schimmer ihrer Schönheit gefährdet“. Die Widerstimme in ihr aber fragte: „Kann mehr als Alle gefährdet sein, wer inbrünstig wie Keine in das Amen des Gebetes eingestimmt hat? So inbrünstig, daß sie sich an einem Amen nicht genügen ließ, sondern es wiederholte, bis die heilige Dreiheit seines Klanges vollendet war?“ „Gott wird Antwort geben“, endete Aebtissin Lioba den Streit in sich. Dann legte sie aufs Neue die Hände ineinander und wartete. Nun, in der dritten Stunde, nicht, wie

in der ersten, mit gebeugtem Haupt, sondern hochaufgerichtet. Nun nicht mit allen Sinnen in sich hinein, sondern aus sich hinaustastend. Denn sie wußte, worauf sie wartete: Auf das Wunder der Hilfe, das sie von Gott erbeten hatte, auf das Wunder, das die grauenvolle Wahl von ihr nähme. Das ihr ersparte, die Hand zu erheben, auf eine der Nonnen mit der ausgestreckten Rechten zu zeigen und zu sagen: „Du!“ Nichts als: „Du!“ Und doch ein Urteil: furchtbarer, verantwortungsvoller als jenes, das einem Menschen nur das Leben nimmt, seine Seele aber unangetastet läßt.

Eine Stunde lang saß die Aebtissin Lioba in dem Refektorium des Klosters Maria Lonk, um dessen Steinwände die siegreichen Lithauer eine Leibermauer gezogen hatten, mit gefalteten Händen, gespannten Sinnen, starr aufgerichtet und wartete des Wunders.

Eine Stunde lang saßen zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken siebenundneunzig Nonnen — die Hände ineinandergeschränkt, die Sinne sprungbereit, die Häupter immer wieder hochreichend — und sahen, hörten, tasteten nach dem Wunder, das sie errettete.

Keine aber von allen war so des Glaubens voll, daß Gott die Bitte der heiligen Herrin erhören werde, als Lidwina. Wenn der Herr der Heerscharen eine Nonne dessen würdigte, vor der Domina das Wunder auf dem Wege zur Erde zu sehen, dann — betete sie immer wieder — dann möge ER sie begnaden, als Erste die Hand erheben, als Erste rufen zu dürfen: „Da —! Da — —! Da — — —!“ Sie allein von Allen, die im Refektorium mit gefalteten Händen wartend saßen, zweifelte nicht eine Sekunde lang, daß Gott das Wunder der Hilfe ihnen senden werde. Sie allein! Denn selbst Aebtissin Lioba konnte sich, als die Sonne höher und höher stieg, des Zweifels, daß vom Himmel Hilfe käme, nicht völlig erwehren. Und wenn es ihr auch immer wieder gelang, sich von ihm zu befreien, mehr als einmal verfiel sie seiner Macht. Lidwina aber war nichts als Glaube.

Die Stunde des Wartens, die dritte, seit der Bote Gedimins die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, ging hin. Keine Stimme vom Himmel schallte zu den Nonnen herab. Keine Schrift leuchtete an der Wand auf. Kein Bote, der die Schreckenskunde des Siegers widerrief, trat in das Refektorium.

Um elf Uhr heulten im Osten und im Westen, im Norden und im Süden des Klosters Hörner der heidnischen Feinde auf. Aebtissin Lioba wußte, was sie ihr zubrüllten. „Die letzte Stunde! Die letzte!! Letzte!!!“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Dichter, Richter, Zeitgesichter.

I.

RODA RODA

Von Otto Aug. Ehlers, Berlin.

Alexander Friedrich Ladislaus Roda Roda fiel am 13. April 1872 in Puszta Zdenci, Slawonien, auf diese Erde, unerwartet wie der Blitzschlag, der am Morgen solches Dreizehnten den elterlichen Hof Alagino in Flammen setzte und so gründlich einäscherte, daß es dem Vater um ein Haar ans Leben gegangen wäre. Absonderlich wie die Umstände dieses Debuts blieb Roda Rodas buntbewimpelte Erdenfahrt. Die Puszta ist der Tummelplatz erster Kindheit, bis ihn die Schule reklamiert. Er hat es seinen Lehrern nicht schwer gemacht, dafür umso häufiger das Gymnasium gewechselt. In Hradisch an der March gelingt das Abiturium, keinen verwundert es, nur Roda Roda selbst. In seine Muluszeit spuken mit der Liebblingsschwester Mi gehegte Träume von den Vereinigten Staaten von Europa. Berta von Suttner nährt ersten, hieran entflammten Autorenstolz und macht sich so für Roda Rodas literarische Unentwegtheit mitverantwortlich. (Wofür sie — unter anderm — später den Nobelpreis bekam). Unter dem Einfluß des Suttnerschen Akademischen Friedensvereins, in dem der junge studiosus iuris einmal nach blutigem Säbelrencontre bepflastert und bewickelt eine milde Rede hält, gewinnen die kriegerischen Neigungen des allmählich zum Einglas Gereiften schließlich Richtung. Als die Staatsprüfung mißlingt, braucht der Lockung des schwarzen Waffenrockes mit dem hellblauen Käppi nicht mehr widerstanden zu werden: Roda-Roda verpuppt sich einjährig-freiwillig, um als Neunundzwanzigjähriger und Oberleutnant in die militärische Reserve und das mit ziviler Magie leuchtende Licht der Oeffentlichkeit hinauszufattern.

Frühzeitig kam das Schreibenmüssen über ihn, umso später wird er es wieder lassen können. Was ihm das Leben bis zu seiner Ehe, die zwei Jahre durch keine Legitimität getrübt und auch nachher glücklich war, freud- und leidvoll überschwenglich in den Schoß warf, erzählt mitreißend frisch, menschlich und als Kulturtestament fesselnd »Roda Rodas Roman« (Drei-Masken-Verlag, München). Bekenntnishafte geben außerdem fast alle Vorworte seiner Bücher, sofern sie nicht erschwindelt, will heißen satirisch gefärbt sind. Aus solcher Quelle — den ersten Worten des Erzählungsbandes »Die sieben Leidenschaften« (Rikola, Wien) — erfährt man bereitwillig bejahend, daß Roda Roda der deutschen Anekdote glaubt Gehalt und Gestalt gegeben, die österreichisch-ungarische Dichtung allein repräsentiert, die südslawische Literatur in Europa hoffähig gemacht zu haben. Man jagt endlich das letzte prüde Restchen herzlicher Verhaltung in den Wind, wenn da geschrieben steht: »Mein Verhängnis war der Hunger. Er trieb mich teuflisch an, neunmal mehr zu schreiben, als ich verantworten kann. Meine ältern Bücher stecken voll von Wust und Mist. Ich blicke mit Abscheu auf sie«. Mist, um den Duft des Bildes zu wahren, ist noch

bergehoch in den »500 Schwänken« (Dr. Eysler & Co., Berlin) aus den Lustigen und anderen traurigen Blättern zusammengekartt, obwohl der Dichter sich auch hierzu noch bekennt, vielleicht ... bekennen muß. Echte Roda-Roda-Bücher sind hingegen, aus der Menge hervorgegriffen, die lebenbewegten, schnurrigen und sinnierenden, menschgetreuen und naturwahren, eigenwillig, aber stilistisch straff gefaßten, manchmal flach, meistens dichterisch geschauten Erzählungen der Bände: »Der Schnaps, der Rauchtobak und die verfluchte Liebe«, »Ihre Gnaden und die Bäuerinnen«, »Der Pascha lacht« (bei Dr. Eysler & Co., Berlin), »Von Bienen, Drohnen und Baron«, »Die sieben Leidenschaften« (Rikola, Wien) und »Eines Esels Kinnbacken« (Paul Steegemann, Hannover). »Die Kummerziege« (Dr. Eysler & Co., Berlin), ebenfalls nicht zu missen, ist »aus literarischer Symbiose des Dichters mit seiner Schwester Marie Roda Roda hervorgegangen — wertvoll, weil es Einblick gewährt in die Psychologie der damaligen dienenden Klasse.«

Nicht unerwähnt dürfen neben den dramatischen Arbeiten, von denen »Dana Petrowitsch« die eigenste ist und die mit Gustav Meyrink und Carl Rössler zusammen verfaßten Lustspiele — wie der neuerdings verfilmte »Feldherrnhügel« — noch immer über die Bühnen gehen, die glücklichen Bemühungen Roda Rodas um die slawische und bulgarische Dichtung bleiben, die er uns als ein gut Teil von sich selbst erschlossen und durch treffliche, meist eigenwillig freie Uebertragungen nahegebracht hat. Neueren slawischen Dichtern nacherzählt der packende, eine fremde, keusche Volksseele zu literarischen Rechten einsetzende Band »Slawische Seelen« (Drei-Masken-Verlag, München), »Das Rosenland« (Rikola, Wien) als sichere Weisung, bereichernden Aufschluß gebende Sammlung bulgarischer Prosastücke und die südslawischen Geschichten »Schummler, Bummler, Rossetummler« (Dr. Eysler & Co., Berlin), in denen slawonisches, kroatisches, bosnisch-herzegovinisches, dalmatinisches, montenegrinisches und makedonisches Wesen und Leben ausgedeutet und veranschaulicht ist. Von den abseitiger liegenden Werken der vielen Heimaten, manchem Glauben und aller starken Triebseligkeit zugetanen Persönlichkeit dieses um der Menschen unwandelbarer Bosheit zum Satiriker gewordenen Roda Roda mag endlich — die Vielgestalt zu runden — noch die von ihm besorgte Ausgabe des »Demokritos« (Rikola, Wien), Karl Julius Webers, des »lachenden Philosophen«, hinterlassener Papiere genannt sein, eine Fundgrube von allerlei Raritäten köstlich schmunzelnder Ernsthaftigkeit.

Nach einem aber habe ich mich vergeblich im Werke des Dichters umgewandt: aus welchen Schrunden und Gründen die rote Weste — Ehrenschild des gutgelaunten Zeitgeistes literarischer Ambition — in das Karussell seines Lebens stieg . . .

Die Beilagen des vorliegenden Heftes sind von den Firmen Drei Masken-Verlag-München, Gräfe & Unzer-Königsberg i. Pr., Josef Scholz-Mainz, Gebr. Stiepel-Reichenberg, gegeben. Wir bitten, die empfehlenswerten Hinweise freundlichst zu beachten.

Von neuen Büchern.

Bericht von Otto Aug. Ehlers, Berlin.

a) Kultur und Kunst.

Die kulturelle Fraghaftigkeit des Heute, das vorwiegend mit eigenwilligem Form- und Normsuchen den Sinn wenigstens im Begriff bannen möchte, senkt gleichzeitig immer merklicher Wurzeln in den Mutterboden vergangenen, ins Gewordene eingemündeten Werdens, um von dorthin neue Bestätigungen und enträtselnde Einsichte zu gewinnen. Es ist offenbar, daß das Wissen um das Wesen kulturellen Vermächtnisses die gediegenste Vorbereitung für die hartnäckigen Aufgaben bedeutet. Zu keinem Teile hier Führerdienst zu leisten hat Prof. Dr. Johannes Ledroit seine Schrift „Frühsein der Kultur“ (Herder & Co., Freiburg; M. 4.80) erscheinen lassen. Er wendet sich damit an die Lernbereiten, weist ihnen im Wechsel von sachlicher Darlegung und freier Schilderung Urentwicklung und Urleben der mitteleuropäischen Menschheit, eine Kette von allgemein und einzeln verständlichen Bildern aus der germanischen Vorzeit, die sich als Ganzes zu einer wissenschaftlich gestifteten Heimatgeschichte fügen. Hier Kenntnisse zu vermitteln und zu erweitern erscheint unsso begründungswert, als dem Gebildeten Zustand und Anlauf des germanischen Urbegins gemeinhin fremder ist als die entsprechenden vorbereitenden kulturellen Perioden der antiken Welt, die ein reicher überlieferter Sagen-schatz in sich schließt. Die Sagen der frühen germanischen Jahrhunderte blieben als Volksjagen nur spärlich, als „Chronikjagen“ im allgemeinen unverläßlich erhalten. Einen Teil des echten Gutes, soweit es im Ostlande beheimatet ist, hat Karl Plenzat in das Bändchen „Sage und Sitte im Deutschherrnlande“ (Hirt, Breslau; M. 2.50) gesammelt. Die Befreiung und Ausprägung der deutschen Volksseele aus dämonischer Bedrängnis und Aberglauben zu Glauben und Selbstwillen erhellt sich als organische Entwicklung.

Entwicklung zum Heute. Zu einem Ziel? einem Gipfel? „Wir stehen nicht auf dem Gipfel, aber wir stehen auf einer Höhe, auf der uns zum ersten Male bewußt wird, daß wir um einen

Gipfel ringen“ gibt Werner Kung in seinem Buche „Vor den Toren der neuen Zeit“ (Meiner, Leipzig; M. 11.—) eine Antwort, die weniger die Quintessenz einer philosophischen Auseinandersetzung, als ein nichts-sagender Lyriismus zu sein scheint. In der Tat kann mit solcher Niveau-bestimmung nichts gesagt sein. Kung ahnt die neue Zeit als Apotheose des Menschheitsgedankens, als dionysische Gemeinjamkeit aller Menschen, im Erlebnis der Weltseele schwingend, technische Beherrscher der Naturgesetze, frei und schön. Dem Gemälde solcher Zukunftsempfindens kommt dennoch mehr als rein ästhetische Bedeutung zu. Es wagt eine Antithese des Heute, richtet ein altes Ziel neu auf, schwemmt aus ewiger Idee hergeleitete Lebensströme in den sterbenschlaffen Körper der Gegenwart. Gibt einen Glauben. Aber keine Synthese, keine Ueberzeugung, wie zweifellos angestrebt ist. Denn des Verfassers Folgerungen fußen auf Ausdeutungen so unphilosophisch-subjektiven Gepräges, daß es dem Widerspruch schwer fallen dürfte, ihre Irrtümlichkeit schlagkräftig darzutun. Der auf organische, geschichtlich-schicksalhafte Entwicklung eingeschworene Geist wird sich unbefriedigt von diesem Buche, dessen hochgemute Haltung dennoch dankbar macht, abwenden und vom wiewohl schwankenden, doch festen Boden der Gegenwart erneut das Lot der Bedachtsamkeit in das Gestern und Morgen senken.

Der Wege und Mittel zu bessern sind ebenso viele wie der Meinungen und Verurteilungen. Jede Sichtung, welchen Problembereich sie auch wählt, bleibt willkommen, sofern sie vom Ernst der Verantwortung getrieben wird. Der Sorgen größte eine gilt der Jugend und es ist vor allem die Jugend selbst, die am tiefsten um sich besorgt ist. „Ein Buch der Sorge“ nennt deshalb Heinrich Kaug seine seelenkundliche Untersuchung der Industriejugend „Im Schatten der Schöte“ (Benziger & Co., Einsiedeln; M. 5.—). Hier zu verstehen und helfen heißt die europäische Wunde heilen, vielleicht

das Schicksal des deutschen Volkes wenden. Dieses Buch bereitet Not und Mühsal trifft das technische Problem, das zutiefst ein Problem der vorderen Masse Mensch ist, im Kerne. Frei von billiger Sentimentalität rührt die Sonde des Pädagogen an die wirklichen Gebrechen der jungen Industriegeneration, deren eingebil-dete Ursachen, mehr als gemeinhin angenommen wird, die moderne Staats- und Kulturpolitik im Wege von Abkehr und Zugeständnis zu Verrtum und Falschheit lenken. Wie hier zu helfen ist, mag an kleinen Fingerzeichen gleichwie grundsätzlicher Einstellung von Erich Sterns „Jugendpsychologie“ (Hirt, Breslau; M. 3.50) abgesehen werden, einer klaren und beispielhaften Schrift der geisteswissenschaftlich-psychologischen Betrachtungsweise, die vor allem dem Aufwuchs der Persönlichkeit ihr Augenmerk zuwendet. Persönlichkeit ist Reise. Wenn unre Jugend in diesem vertieften Sinne reisen könnte, würden wir und sie selbst des Ziels bewußter und damit der Zukunft näher sein. Wieviel zu ihrem Teil Schule und Fortbildung zur Auf-füllung der schlichten, dem Kopfwerk zerner stehenden Persönlichkeit beitragen kann und welches wirksame Mittel der modernen Pädagogik mit der Handarbeit geboten ist, legen die Aufsätze des von Ludwig Ballat herausgegebenen Buches „Werkarbeit für Schule und Leben“ (ebda; M. 7.50) einhellig überzeugend dar.

Dennoch: es fehlt dem Heute gottlob nicht an Bemühen. Wieviel sich von mannigacher Verheißung zum großen Flusse findet, bleibt späterer Wägung vorbehalten. Naturnotwendig kommen diese zukunftsweisenden Auf-triebe zuvörderst aus der Kunst, die in den ewigen Rhythmus am innigsten eingeschlossen ist. Klar im Willen, wenn auch nicht einheitlich im Voll-bringen, tritt uns „Die junge Baukunst in Deutschland“ entgegen. H. de Fries widmet ihr einen reich illustrierten Band (Stollberg, Berlin; M. 8.—) in dem die ausdrucksfähigsten Architekten ohne Unterschied des Namen-klangs mit den markantesten Schöp-fungen gezeigt werden. Nicht alles erzwingt Zustimmung, doch bleibt man willig eingedenk, daß die Klust zwischen Für- und Widerspruch oft ein frucht-

barer Schoß für neue Reime ist. Durchgehend gilt das Gezeg der Sparsamkeit. Prof. Dr.-Ing. Adolf Zeller weist in dem von ihm bis zur Jetztzeit fortgeführten „Grundriß der Kunstgeschichte“, verfaßt und herausgegeben von Schmid-Burgk und Hoeler von Ravensburg (Union, Stuttgart; M. 16.50), dessen die Neuzeit behandelnder 2. Band vorliegt, vergleichend auf ähnliche Erscheinungen der Biebermeierzeit des durch die Freiheitskriege wirtschaftlich erschöpften Europa hin: „Statt kostbarer Materialien einfacher Putzbau, statt eingelegter Hölzer oder Metallarbeiten feinabgestimmte zarte Farben und Gefälligkeit der einfachen Form statt des hohlen Prunkes“. Zeller hat mit der lange gehemmten Vollendung dieses nie versagenden, ungemein aufschlußreichen Werkes, das er in den Abschnitten Baukunst, Plastik und Malerei von der Renaissance bis zur Gegenwart ergänzte, nicht nur dem Studierenden, sondern jedem um die bildende Kunst Bemühten das schmerz-lich entbehrte Handbuch gegeben.

Abseits der Wege derer, die in junger Gemeinschaft zum Ausblick zu kommen suchen, stehen die Einzelnen in der Haltung von Abkehr, Umkehr und Einkehr. Bayreuth als Symbol kultureller Erneuerung wiederzuerwecken, als Ruf an die „Einsamen und Einzelnen, die das geistige Volkstum zu tragen und zu führen berufen sind“ erneut zum tönen zu bringen, will Wilhelm Müller-Walbaums philosophischer Versuch „Vom ewigen Gral“ (Stenger Erfurt; M. 8.75) mit-helfen. Es ist nur Bestätigung, daß Müller-Walbaum, der sich bereits in seinem Werke „Die Welt als Schuld und Gleichnis“ als feinsüßlicher Kultur-resonator erwiesen hat, unter dem Er-lebnis zweckverklavter Gegenwart zu einer Philosophie der Reuschheit und Erlösung gelangt. Wie Otto Weininger, mit dem er sich zwangsläufig fördernd auseinandersetzt, seine vergewaltigende Philosophie in Kernpunkten durch Richard Wagners Werk zur Synthese hinaustreibt, so auch Müller-Walbaum, wenngleich auf dem notwendigen Um-wege über die — bedingte — Ver-neinung Weiningers und mit dem Er-gebnis tiefster ethischer Ausdeutung des großen Bayreuthers und seines den großen und erlösenden Weg des

deutschen Wesens symbolisierenden Parzivalmythos. Es muß besserer Gelegenheit vorbehalten bleiben, die schürfenden Gedanken dieses Werkes

eingehend zu würdigen: flüchtige Skizzierungsversuche, wie der Raum sie zuläßt, verbietet der Anstand rückhaltloser Zustimmung.

b) Neue Epik.

Auch dieses Bücherjahr war noch allzu ergibig. Einige der einsichtsvollen und mit einem Bewegungsvermögen gestattenden Druckereivertrag gesegneten Verleger haben sich jedoch zu kluger Beschränkung der Produktion gefunden. Das Ergebnis ist Auslese des Wertvollen, eine Neigung, die unverkennbar bei dem Verlage Fr. Wilh. Grunow in Leipzig hervortritt. Die Liste seiner Neuigkeiten nennt an erster Stelle Reinhold Conrad Muschler mit dem letzten Roman „Der Weg ohne Ziel“ (M. 10.—). Dieses „Nachtbuch“ begleitet das Leben eines jungen Künstlers, der zu spät zur Erkenntnis des Ziels seiner Kunst gelangt und es deshalb um so frühzeitiger seinem Leben setzt. Muschlers Wandlung von seiner „Bianca Maria“ (vgl.), die jetzt das 30. Tausend feiert, bis zu diesem letzten, in wesentlichen Zügen sicher autobiographischen Werk, spricht sich fast nur in einer Geste, einer noch mehr verinnerlichten Haltung des Lesers aus, die herzlicher als zuvor hinreißt, wenn damit auch jener leise Hauch von Gefuchtheit völlig geschwunden wäre, der die „Bianca Maria“ umwittert. Was so bei Muschler manchmal den Mitklang unterbricht — gerade weil die Teilnahme im Zartesten berührt wird — gehört bei Josef Delmont zum Bilde. Der Verfasser der „Stadt unter dem Meere“ (M. 8.—), dieser alle bedachtigste Zurückhaltung in einer Hag absonderlichen Geschehens bezwingenden Utopie zeigt sich in seinem letzten großen Roman „In Ketten“ (M. 7.50) auch als ein vom Menschenleid des Jahrhunderts und der Kulturdämmerung erschütterter Gestalter. Mancherlei Verwandtschaft, nicht nur in der Stoffwahl, weist zu Karl Graf zu Eulenburg und seinem Atlantisroman „Der Brunnen der großen Tiefe“ (M. 6.50). Das Austausch des geheimnisvollen Erdteils mühte in der Folgenreihe des Geschehens dieses fesselnden Zukunftsbildes eine Art jüngstes Gericht bedeuten, das sich die Menschheit in Habgier und Besitzhaft

selbst bereiten würde. Tut man von Eulenburg den Schritt zu Adele Gerhards tiefgründigem Roman „Pflüger“ (M. 5.50), so geschieht es im Bewußtsein der Entgegensetzung von feuilletonistischer Unterhaltbarkeit zu gottbestürmender dichterischer Verinnerlichung. Adele Gerhard steht zwischen den Generationen und auch zwischen den Welten von heute und gestern. Ihre Bücher sind Vermächtnis wie Weisung, Abschluß wie Aufschluß. Deshalb wird sie von allen gehört, die suchen und einen Stern über sich gesetzt haben wie dieser an Gottes Lichtern entflammte Pflüger. Alle Grunow-Autoren schaffen im typischen Gepräge irgendwie beziehungsweise zur Zeit. Selbst Julius Havemann, der die Historie bevorzugt, will in seinem mittelalterlichen Roman „Pilger durch die Nacht“ (M. 12.—) das Gleichnis, wiewohl es nur nebensächlich hervortritt. Hier wie dort Wirren und Wechselhaftigkeit, Lockerung von Sitte und Bestand im hitzigen Aufbäumen einer niederreißend zeugenden Epoche. Havemanns Buch ist ein mächtiges, farbenstrotzendes Gemälde mahnend ausleuchtender Vergangenheit.

In das Alt-Preußen der Polen- und Schwedenkämpfe führt Ernst Wicherts Roman „Der Große Kurfürst in Preußen“, der soeben in neuer Bearbeitung ausgegeben wurde (Gräfe & Unzer, Königsberg; 2 Bde. M. 10.—). Die historischen Begebnisse jener Periode des Souveränitätszwistes werden kontrapunktiert von einer überaus geschickt verponenen Fabel, deren echte dichterische Reize in der gerafften neuen Fassung von Paul Wichert noch ansprechender als ehemals zur Geltung kommen.

Ein Held von gleichem Schlage wie der Sohn des litauischen Wildnisbereiters, der es zum brandenburgischen Offizier bringt, ist Peter von Horn, die überragende Gestalt des gleichnamigen Romans von Adalbert Reinwald (Haberland, Leipzig; M. 5.—). Diese „Geschichte eines

deutschen Mannes“ ist aus dem Erlebnis des großen Krieges erwachsen, führt durch alle Wirrsal und Richtungslosigkeit unsres Zusammenbruches zum Gebot der Aufopferung für Volkstum und Freiheit. Peter von Horn, der sich das Leid seines Volkes zu eigener Verantwortung entbündet, geht in einen Tod heldischer Entföhnung und Zukunftsverheißung.

Einen neuen Gottfried-August-Bürger-Roman verdanken wir dem Schlesier Emil Hadina: „Dämonen

der Tiefe“ (Gebr. Stiepel, Reichenberg; M. 3.20). Hadina, dessen Name durch seinen Sturm-Roman Klang gewonnen hat, sieht den genialen Untermann von Altengleichen in einer dämonischen Verstrickung verderben, die nicht allein das Weib, sondern der Zwiespalt von Wollen und Vollbringen über ihn wirft. Bürgers Abgründigkeit ist nie so tief ausgelotet worden, wie im Schwunge dieses blutvollen, in eine satmalende Sprache gegossenen Romans.

c) Jugendbücher.

Der weihnachtliche Büchertisch der Jugend ist schon jetzt reich gedeckt. Spiel und Unterhaltung der Kleinsten bietet der Verlag J. o. f. Scholz, Mainz, schmuck ausgestattete Künstler-Bilderbücher: „Auf der schwäb'schen Eisenbahn“ (M. 0.80), „Bei allerlei Tieren“ (M. 2.50), „Allerhand schöne Sachen“ (M. 3.75), „Ein Tag im Hasenhaus“ (M. 2.—), die Rechenfibel „Wieviel find's?“ (M. 1.25) und „Reineke Fuchs“ (M. 2.—). Künstlerlich illustrierte Märchen bringt der Verlag D. Gunzert, Stuttgart: „Bille Hasenfuß“ von Anna Schieber, „Lotte“ von Frida Schuhmacher und die neuartigen Auslandsmärchenbücher „Bursoc, der Fauxpelz“ von Hans Jürgens und „Chinesenbuben“ von E. Dehler-Heimerdinger (jd. Bb. M. 0.85). Von der Fülle des Weihnachtlichen aus dem tüchtig aufstrebenden Verlage F l e m i n g &

Wiskott, Berlin, seien besonders ans Herz gelegt: Für Kinder von 10 bis 14 Jahren etwa Storms „Bole Poppenpäler“ (M. 1.—) und „Der Nichtsnutz“ von Jegerlehner (desgl.), für die 13—18jährigen Meinholds „Bernsteinherz“ (M. 4.50) und „Die Felsenburger“ von Schnabel (desgl.) Knaben dieser Jahre wird „Eiko, der Junge vom Reiterhof“ von Johan Fabricius (M. 6.50) und Gotthelfs „Kurt von Koppigen“ (M. 4.50) willkommen sein. Die Altersstufe von 14 bis 18 Jahren mag zu Storms „Chronik zu Grieshuus“ (M. 3.50) oder „Söhne des Senators“ (M. 0.50) greifen, Knaben dieses Alters werden „Fix oder Nix“ von Asmussen (M. 3.—), Mädchen Moslos „Lutje im Osten“ (M. 1.—) bevorzugen. Alle Bücher sind außerordentlich geschmackvoll ausgestattet und wohlfeil.

d) Verschiedenes.

Ein ostpreussisches Heimatbild, wie ihm bisher keines gleichkam, bietet die Schrift „Das malerische Ostpreußen“. (Gräfe & Unzer. M. 3.50) 63 ausgesucht schöne, ganzseitige Abbildungen künden die landschaftlichen Wunder und Reize der von der Natur reich begnadeten Ostprovinz. Die Wälder und Seen Masurens, Steilküste und Nehrung prunken mit ihrem malerischen, herben Zauber, der das Wort Heimat tief verinnerlicht und dem Nicht-Ostpreußen Sehnsucht nach so viel Schönheit schafft.— Weit über das Ostland hinaus haben sich die „Ostdeutschen Monatshefte“ (Stilke, Berlin) unter Carl Vanges umsichtiger Führung Geltung erworben. Die letzten, in allen Abteilungen reich bedachten Hefte, sind vorwiegend dem Auslandsdeutschtum gewidmet

Die junge Zeitschrift „Form und Sinn“ (Walch, Augsburg) bringt neben einem umfassenden kritischen Teil trefflich gerundete Aufsätze namhafter Autoren wie Stefan Zweig, Johannes Schlaf u. a. Sich im Wertvollen zu vertiefen gelingt auch den Monatsheften für freie Lebensgestaltung „Die Freude“ (Laurer, Eggestorf/Hamburg) neuerdings besonders glücklich. Wir finden in einem dem Theater gewidmeten Hefte Beiträge von Brust, Bronnen, Kurt Bock, Kyber und Hallenstein. Die im gleichen Verlage erschienene Schrift „Deutsches Baden“ von Magnus Weidemann liegt bereits in 9. Auflage vor und rechtfertigt durch den Ernst der Darstellung ihren Vorschlag, ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit sein zu wollen, aufs beste.

Hans C. von Zobeltitz

Hindenburg

Aus seinem Leben und Wirken.

Preis in Ganzleinen 4.80 Mark.

Dieses Buch, das ca. 120 Bider in bester Wiedergabe aus dem Leben des Reichspräsidenten bringt, dessen Text außer den Lebensdaten in fesselnder Sprache vor uns den Mann der eisernen Treue und Pflicht erstehen läßt, ist das

Volksbuch

für jeden Deutschen, insbesondere auch für die reifere ostmärkische Jugend.

Eichblatts deutsche Heimatbücher

- | | |
|-------------------------------------|-----------------------------|
| 1. Agnes Miegel | Die schöne Malone |
| 2./3. " " | Heimat. Lieder und Balladen |
| 4. Karl Plenzat | Blattdeutsche Tiermärchen |
| 5./6. Christian Krollmann | Altpreussische Erzählungen |
| 7./8. Arno Holz | Phantasus |
| 9. Richard Dehmel | Kindergeschichten |

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Preis jeder Nummer: Geheftet 40 Pfg., in Schulband 60 Pfg.,
in Geschenkband 80 Pfg.

Hermann Eichblatt, Verlag, Leipzig-N. 22.

Flemmings Jugend- u. Volksbücher

Von Prüfungsausschüssen, Behörden, prominenten
Persönlichkeiten warm empfohlen. Sie bilden den
gehaltvollsten und preiswertesten Lesestoff für Jugend
und Volk

Man verlange Verzeichnis vom Verlage

Carl Flemming und C. T. Wiskott A. G. Berlin W. 30

Soeben erschien:

DIE PÄDAGOGIK

DER GEGENWART IN SELBSTDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

DR. ERICH HAHN

BAND I:

ST. VON DUNIN BORKOWSKI S. J.
GEORG KERSCHENSTEINER
RUDOLF LEHMANN
PAUL OESTREICH / WILHELM REIN

*

16 Bogen Großoktav.
Jeder Beitrag mit Bild und Namenszug
Ganzleinen - Geschenkband RM 12.—

*

Vorzugspreis bis 15. XI.: 10 Mark

*

Der die neue Serie der „Selbstdarstellungen“ eröffnende Band konnte schwerlich glücklicher zusammengestellt werden, als es hier geschah. Die bedeutsamsten pädagogischen Strömungen sehen in den oben Genannten ihre Führer: **der Zusammenklang so verschiedener Individualitäten**, einig darin, das Beste zu wollen, **zeigt reichste Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit** menschlichen Wertwillens.

Die Erziehungsfragen sind in den letzten Jahren allenthalben in den Vordergrund der politischen und weltanschaulichen Diskussion gerückt: **dies Buch ist dazu angetan, sie zu befruchten und zu vertiefen**. Es gehört daher in die Hand nicht nur jedes Erziehers von Beruf, sondern eines Jeden, der an dem heranwachsenden Geschlecht sich mitverantwortlich fühlt.

FELIX MEINER VERLAG LEIPZIG

Den Freieren die Welt!

Bilder aus der Lebensgestaltung
neuer Menschen v. Walther Brauns
Über 100 Naturaktaufnahmen
Begleit-Text zu den acht verschiedenen Themen
Auf feinstem Kunstdruckpapier hergestellt
Preis nur 3.20 RM

Dieses Buch erschließt ein wundersames Spiel natürlicher Schönheit. Frohes Kinderlachen, herbe Kraft des Mannes und süße Anmut der Jungfrau und Mutter. Frauen voller Holdseligkeit begegnen wir darin.

Das Buch ist aus der Notwendigkeit herausgewachsen, der Prüderie und falschen Schamhaftigkeit den Schleier wegzuziehen. Gerade durch das Raffinement der Hülle werden Vorstellungen angereizt, die bei einem natürlich empfindenden Menschen gar nicht vorhanden sind. Aber wenige finden den Mut zu sagen, daß nicht Verhüllung zu einer höheren sittlichen Einstellung führt, sondern Rückkehr zur Naturhaftigkeit. Die Natur zwingt uns zur Ehrfurcht!

Hier will das Buch eingreifen und Schrittmacher sein für die Heranbildung neuer Menschen. Dazu sollen diese herrlichen Bilder beitragen, die den Menschen in seiner Natürlichkeit wiedergeben. Und ganz besonders die Blicke auf die Frau will das Buch wieder in normale Bahnen lenken.

11.—20. Auflage gelangt soeben zur Ausgabe.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

Robert Laurer Verlag
Egestorf, Bez. Hamburg



Wilhelm Müller-Walbaum,
Vom ewigen Gral.

Gedanken zu einer Philosophie der Keuschheit und Erlösung.

In vornehmem Halbleinenband Mk. 9.75, brosch. Mk. 8.75.

Inhalt: Kundry und Klingsor — Volk und Menschheit — Das Judentum — Der Sinn des Geschlechts — Vom Held zum Heiland — Das Schulderlebnis — Sinn der Keuschheit — Heiligkeit und Erlösung — Religion und Kunst

*

Nur wenige Ausschnitte aus vielen glänzenden Kritiken:

„Der Verfasser dieses wundervollen Buches, Hochschullehrer für Mathematik in Hannover, bietet hier eine psychologisch=metaphysische Untersuchung, die mit Seherblick die großen Kulturprobleme der Zeit durchleuchtet.

Hier wird zum ersten Male das umfassende Problem der Keuschheit an entscheidender Stelle allseitig und grundlegend erforscht In ebenso scharfsinnigen wie von Ehrfurcht und Liebe zu Volkstum und Menschheit durchglühten Betrachtungen, denen jeder politische Antisemitismus fremd ist, wird das Judentum als die Schicksalsfrage insbesondere des deutschen Volkes gekennzeichnet

So wird dieses Buch von jedem für Selbstbesinnung Zugänglichen mit tiefem Eindruck und Gewinn aufgenommen werden.“

(Dr. R. Glitzner in der „Deutsch=Österreichischen Tageszeitung.“)

„Müller-Walbaum ist ein Denker, mit dem es sich zu beschäftigen lohnt, vielleicht mehr als mit mancher Tagesberühmtheit.“

(„Deutsche Tageszeitung“)

„Die vierzig Seiten über das „Judentum“ gehören zum Geistesvollsten, was in neuerer Zeit über dieses Thema gesagt wurde.“

(„Der Türmer“)

„Das Werk ist eine durchaus originelle Schöpfung, das Ergebnis einer vorbildlich strengen und gründlichen, durch sittlichen Ernst geadelten Gedankenarbeit.

Müller-Walbaum ist Vertreter einer Philosophie, die unter Hintanziehung aller bloß zergliedernden Tätigkeit zu der lebendigen Einheit aller Erkenntnisfunktionen gelangen will.

Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß sein Verfasser das Christentum von seiner univariell-menschlichen Seite her erfährt.“

(„Der Goldene Garten“)

Ausführliche Prospekte auf Wunsch vom Verlag kostenlos.

Verlag Kurt Stenger, Erfurt

Sieben erschien:

ALFRED BRUST

Die verlorene Erde

ROMAN

Der erste Roman des ostpreussischen Dichters. Der Mensch als Kampfplatz himmlischer und höllischer Mächte als Gefäß der Liebe und des Zornes, als das Wesen, in dem sich unter der Gestalt des Lebens ewig das kosmische Widerspiel der reinen Sehnsucht und des sündhaften Triebes, der Seele und des Tieres erneut, bildet den unwandelbaren Symbolgehalt des Buches.

Gebietet M. 5.— In Ganzleinen gebunden M. 7.50. Sonderprospekte versendet kostenfrei

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

Form und Sinn

Zeitschrift für Kunst und Geistesleben.

Herausgegeben und verlegt von der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg.

Mitarbeiter sind u. a.: Hans Carossa, Werner Denbel, Bernhard Diebold, Theodor Fischer, Franz Karl Ginzley, Hermann Gesse, Hans Kern, Albert Klöckner, Ernst Liffauer, Emil Luda, Klaus Mann, Ernst Miegel, Josef Bonten, Wilhelm Schaefer, Johannes Schlaf, Wilhelm Schmidbom, Erwin Strank, Joh. M. Verweyen, Paul Westheim, Willi Wolfradt, Stefan Zweig.

Bestellungen nimmt entgegen die Geschäftsstelle der Kulturellen Arbeitsgemeinschaft Augsburg — Buchhandlung Wustmann, Karlstraße D 47.

Arthur Dohse

Allenstein

Tuch / Manufaktur / Modewaren

Teppiche / Gardinen / Konfektion

Tel.
278

Allensteiner Kohlenhof

Tel.
278

Inh.: Paul Graw

Allenstein, Hohensteinerquerstr. 16



Kohlen, Koks, Briketts, Holz
ab Grube zu Originalgrubenpreisen, ab Hof
und frei Keller zu billigsten Tagespreisen.



Heitere Bücher

RUDOLF PRESBER

Der Tisch des Kapitäns

Geheftet 4. – M. / Ballonleinen 5.80 M. / Halbleder 7. – M.

Ein heiteres Buch von fröhlicher Fahrt, vornehm im Ton, glänzend im Stil und von unbändiger Komik in den Situationen



RUDOLF PRESBER

Die Zimmer der Frau von Sonnenfels

Geheftet 4. – M. / Ballonleinen 5.80 M. / Halbleder 7. – M.

Mit dichterischer Feinheit und wachsender Spannung ist das Leben unter der Obhut einer lustigen Pensionsmutter höchst humorvoll geschildert.



RODA RODA

Die Kummerziege

Der Schnaps, der Rauchtabak und die
verfluchte Liebe ★ Schummler, Bummler
Rossetummler ★ Ihre Gnaden und die
Bäuerinnen ★ Der Pascha lacht
500 Schwänke

Jeder Band geheftet 3. – M. / Vornehm in Ganzleinen 4.20 M.
6 Bände, in geschmackvoller Kassette 25. – M.

Roda Roda ist ein Begriff geworden für alle, denen ein mit Weltweisheit gewürztes helles Lachen Bedürfnis ist. Von der „Kummerziege“ bis zu den „Schwänken“ reiht sich eine Pointe an die andere.

Man sollte diese Bücher als unentbehrliche Hausmedizin führen.

DR. EYSLER & CO. A.G. / BERLIN SW 68

Neuerscheinungen 1.9.2.6



Der Weg ohne Ziel (Ein Nachtbuch)

Roman von **Reinhold Conrad Muschler**

660 Seiten. Geheftet RM. 6.50, Ganzleinen RM. 10.—, Halbleder RM. 16.—, Ganzleder (einmalige numerierte Vorzugsausgabe) RM. 24.—. Sämtliche Einbände mit reicher echt Goldprägung. Rein holzfreies Papier.

Muschler ist durch seinen Roman „Bianca Maria“, der in kurzer Zeit einen seltenen und verdienten Erfolg inmitten der Hochflut deutscher Romanliteratur erreichte, in die erste Reihe der zeitgenössischen Erzähler gerückt.

Der
Dichter der
„Bianca
Maria“

In Ketten (Zeloten)

Roman von **Joseph Delmont**

388 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 4.50, Ganzleinen RM. 7.50. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung.

Durch seinen phantastischen Abenteuerroman „Die Stadt unter dem Meere“ ist Delmont stark in den Vordergrund getreten. Das neue Werk des Autors gestaltet den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Rußland auf dem Wege zum Bolschewismus und zeichnet die Schicksale des jüdischen Volkes.

Der
Verfasser
von
„Die Stadt
unter
dem Meere“

Die Brunnen der großen Tiefe

Ein Atlantisroman von **Karl Graf zu Eulenburg**

296 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 4.—, Ganzleinen RM. 6.50. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung. In dichterisch vollendeter Art schrieb Eulenburg den ersten wirklichen Atlantisroman; ohne Sensation, aber mit der unvergleichlichen Phantasie eines feinst kultivierten Sehers. Atemlos liest man diese wunderbaren Begebenheiten des zum Sonnenlicht neu erhobenen Erdteils, über den jahrtausendlang der Ozean hinflutete.

Ein neuer
Autor
von
stärkstem
Können

Pilger durch die Nacht

Roman von **Julius Havemann**

728 Seiten, holzfreies Papier. Geheftet RM. 8.50, Ganzleinen RM. 12.—. Vollkommen lichtechter Einband mit echt Goldprägung.

Der Roman des deutschen Mittelalters! Mit hervorragendem kunsttechnischem Geschick hat Havemann das Leben jener Zeit trotz seiner chaotischen Fülle und Wirrniss in festen, klaren Bildern zu einem Riesengemälde zusammengefügt.

Der Meister
des
historischen
Romans

Scharnhorstromane

von **Gustav Kohne**

Jugendsehnen-Mannesstreben-Heldenleben. Jeder Band der Trilogie ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Holzfreies Papier. Geheftet je RM. 3.50, Ganzleinen je RM. 6.—

Daß Gustav Kohne diese Bücher dem deutschen Volke gegeben hat, das alleine macht ihn des Dankes der Nation wert. Jeder Deutsche sollte diese meisterhaft gestalteten Scharnhorstromane gelesen haben.

Der Dichter
von
Deutschlands
Rettung
und Größe

VERLAG VON **FR. WILH. GRUNOW, LEIPZIG**